

experimental

05/
16/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

DigiTal Traude Veran

Barbara Pinheiro *Ein brandneues Märchen*

Oksana Kyzymchuk *Impressionen*

Jürgen Janson *Panama-Enthüllungen*

Fritz Reutemann *Die Raffgier im Briefkasten*

Peter Reuter *Die Sache mit der Volkssouveränität*

Oksana Kyzymchuk-Guizot *Tetjana und ihre Kinder*

Jörg Pönnighaus *Trilogie Teil Eins*

Birgit Braun *Ein Netz von Lügen*

Xu Pei *Falun Gong*

Francisco X. Alarcón *Rachid Filali*

Rafaela Thaumassian *Der rote Stier*

Philip J. Dingeldey *Die Blondine in Rosa*

Johanna Klara Kuppe *Lyrik*

Gero Johannes Gregor Junge *Zu viel*

DigiTal

Auf der Suche nach dem Sinn

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

Inhalt	Seite
Titelbild: Oksana Kyzymchuk: Am Fenster	
Editorial Rüdiger Heins	3
DigiTal Traude Veran	4
Ein brandneues Märchen Barbara Pinheiro	6
Impressionen Oksana Kyzymchuk	ab Seite 8
Panama-Enthüllungen Jürgen Janson	12
Aufruf der eXperimenta-Mitarbeiter(innen)	12
Die Raffgier im Briefkasten Fritz Reutemann	13
Die Sache mit der Volkssouveränität Peter Reuter	14
Abonnenten(innen)-Info	14
Alltagsszenen einer schwindenden Welt Oksana Kyzymchuk	15
Tetjana und ihre Kinder Oksana Kyzymchuk	18
Jörg Pönnighaus Trilogie Teil Eins	25
Ein Netz von Lügen Birgit Braun im eXperimenta-Interview	26
Falun Gong Xu Pei	30
Francisco X. Alarcón Rachid Filali im Interview mit Francisco X. Alarcón	32
Der rote Stier Rafaela Thoumassian	44
Die Blondine in Rosa Philip J. Dingeldey	46
Abonnenten(innen)-Info	55
Die Klassikerin Annette von Droste-Hülshoff	61
Lyrik Johanna Klara Kuppe	62
Zu viel Gero Johannes Gregor Junge	65
Eine Nacht mit Götz Grundpils Hendrik Zinkant Teil Zwei	68
... einfach so: Aphoristische Statements Teil Zwei	
Philip J. Dingeldey und Rüdiger Heins im Dialog	74
Kalenderblatt Buchwissenschaft Mai 2016	75
Leser(innen)briefe	76
Abonnenten(innen)-Info	76
A War Wollsteins Cinemascope	77
Monja Luz: Echo des Glücks Rezension von Caroline Rauch	78
Freies Studium Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein	80
Seminare 2016	80
Literarische Techniken Prof. Dr. Mario Andreotti Irsee 2016	83
Gute Zeiten für Dichtung? Prof. Dr. Mario Andreotti Irsee 2016	84
Ankündigung für Juni	85
Wettbewerbe und Stipendien	92
Impressum	38

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

die Welt ist digitalisiert. Daran gibt es nichts mehr zu rütteln. Eine Erkenntnis, die nicht neu ist, die aber immer wieder der Erwähnung bedarf, damit man sie nicht vergisst. Apropos vergessen: Der Hirnforscher Manfred Spitzer spricht in diesem Zusammenhang von „digitaler Demenz“. Er ist der Auffassung, dass die zunehmende Digitalisierung gleichzeitig unser Gehirn entlastet und somit die Gedächtnisleistungen nachlassen, weil wir unser Gehirn nach außen gelagert haben: In die digitale Welt des Computers.

Auffallend ist, dass sich die Kommunikation der Menschen untereinander verändert hat. Sie ist digitaler geworden. Das ist keine Bewertung, um das an dieser Stelle klarzustellen, sondern einfach eine Beobachtung, die sicherlich auch Ihnen nicht entgangen ist, liebe Leserinnen und Leser.

Digitalisiert sein, heißt nicht, dass man ein besseres Leben führt. Es ist eben ein anderes Leben als das analoge.

Immer wieder stelle ich in Gesprächen, besonders mit der jüngeren Generation, eine gewisse „digitale Arroganz“ fest, wenn von der älteren Generation etwas nicht verstanden wird. Zugegeben: Ich persönlich bin froh, dass ich mit meinen PC-Kenntnissen nicht hinterherhinke und zumindest den Bereich verstehe, der digital für mich wichtig ist. Die komplette digitale Welt kann ohnehin niemand erfassen. Wir können uns immer nur auf Teilbereiche konzentrieren. Das Leben geht auch ohne Digitalisierung seinen analogen Weg. Manchmal frage ich mich, was macht denn die digitalisierte Welt, wenn es keinen Strom mehr gibt?

Rüdiger Heins



Oksana Kyzymchuk: Glückliche Oma

DIGITAL

Das blinde Huhn

[illegible]

Der Egomane

1

Russisches Roulette

$$\begin{array}{ccc} & 0 & \\ 0 & & 0 \\ 1 & & 0 \\ & 0 & \end{array}$$

Traude Veran, geb. 1934 in Wien, als Sozialarbeiterin und Psychologin in Deutschland und Österreich tätig, seit der Pensionierung Schriftstellerin, hat neben einer Reihe von Sachbüchern etwa 25 literarische Bände geschrieben bzw. übersetzt. Sie lebt wieder in Wien. Obige Beiträge sind erschienen im DIGITAL. Verlag Edition Doppelpunkt, Reihe „Außer der Reihe“. Wien 1999 (Dieses Buch hat sie für einen Wettbewerb der Firma Siemens zum Thema DIGITAL verfasst, aber damit nichts gewonnen.) www.letternfilter.at

Ein brandneues Märchen

Barbara Pinheiro

Es lebte einmal ein Prinz, der war das einzige Kind und die Freude seiner Eltern, denn er war gesund, hübsch, gerade und groß gewachsen und nach dem Urteil seiner Lehrer nicht dumm. Aber wirklich glücklich war er nicht. Zwar bekam er alles, was er sich wünschte, einen eigenen Fernseher, nach dem Führerschein ein Auto, Gitarrenunterricht, Reisen auf die Malediven und nach Hawaii, aber das alles langweilte ihn bald.

Die alte Kinderfrau des Prinzen, die ihn am besten von allen Menschen kannte, und die in seinem elterlichen Schloss ihren Lebensabend verbringen durfte, wiegte bedenklich das Haupt und sagte: „Du brauchst Freunde, und du solltest dich bald verlieben.“

Blödsinn, dachte der Prinz und sagte: „Ich habe doch Freunde.“ Schließlich ging er so oft er wollte in Clubs und wurde gefeiert, wenn er eine Lokalrunde ausgab. Er veranstaltete Feste und wurde zu Partys eingeladen, auf denen die Stimmung super war und er im Mittelpunkt stand. Und kein Mädchen zierte sich, wenn er es begehrte.

„Ach, mein Prinz“, sagte die alte Kinderfrau, „wenn einer deinen Wodka trinkt, ist er noch lange nicht dein Freund. Und deine schnellen Eroberungen haben mit Liebe nichts zu tun. Du musst die wahre Gestalt der Menschen erkennen, ihr inneres Wesen und dich mit deinem ganzen Sein und mit Hingabe darauf einlassen.“

Der Prinz sagte nichts, weil er die gute Frau nicht kränken wollte, aber er dachte: „Die Alte ist doch hinterm Mond.“

Er lebte also sein Leben weiter wie bisher, steigerte alles, was ihm Geselligkeit und Lust verschaffen konnte, erreichte aber nur, dass er immer misstrauischer wurde. Sollte die alte Kinderfrau doch recht haben? Das zu denken, ließ sein Stolz nicht zu, obwohl der Same ihres Ratschlags sich irgendwo in seinem Inneren festsetzte und zu keimen begann. Er gestand sich ein, dass die Kumpane keine richtigen Freunde waren und unter den willigen Partygirls keine Frauen zum Verlieben.

Der Prinz beschloss, fort zu gehen. Andere Städte und Menschen zu sehen, das würde ihn auf neue Ideen bringen, ihn ablenken und aufmuntern. Er reiste inkognito, um zu prüfen, wie er auf andere wirkte, wenn er nicht als Prinz auftrat. Er war jetzt Lars Lichtenfels, der Student, und suchte in einer fremden Stadt ein Zimmer in einer WG. Das war nicht leicht. Immer war er einer von vielen Bewerbern, und anderen wurde der Vorzug gegeben, aus Gründen, die Lars nicht verstand. Er merkte nur, dass niemand in ihm etwas Besonderes sah.

„Wohlan“, dachte er schließlich, „dann mache ich es eben umgekehrt“, kaufte eine große Altbauwohnung, zog ein und vermietete die anderen Zimmer an junge Leute, die ihm gefielen. Die waren froh, eine Bleibe gefunden zu haben, und zunächst lief alles gut. Aber bald beklagten sie sich, dass Lars seinen Dreck nicht wegräumte, das Bad nicht putzte, wenn er dran war, und sich ums Kochen drückte. Als er eine Putzhilfe einstellte und Essen ins Haus liefern ließ, warfen sie ihm erst Arroganz und Großkotzigkeit vor und fingen dann an, seine Freigiebigkeit auszunutzen. Sie pumpeten ihn auch an, und wenn sie das Geld nicht zurückzahlen konnten, sagten sie, es träfe ja keinen Armen.

Es gab auch eine junge Frau in der WG, Yolanda. Sie studierte internationales Recht, war klug, schön und überhaupt nicht kokett, denn sie war sich ihrer selbst gewiss und musste Beachtung nicht einfordern. Der verkappte Prinz ahnte, dass Yolanda eine Frau war, wie sie sein sollte, und dass er sie lieben könnte. Er schenkte ihr Blumen und lud sie ein, mit ihm auszugehen. Einmal tat

sie ihm den Gefallen und bestand auf einem ruhigen Lokal, in dem man sich unterhalten konnte. Sie erzählte von sich und fragte Lars nach seinen Interessen, seiner Kindheit und seinen Zielen im Leben. Da fing ein großes Stottern und Herumeiern an. Über solche Dinge hatte Lars sich nie Gedanken gemacht. Er konnte nur über seine bevorzugte Musikrichtung Auskunft geben und sagen, welchen Whisky er für den besten hielt. Ein mitleidiges Lächeln spielte um Yolandas Lippen. Da sagte Lars: „Aber in Wirklichkeit bin ich ein Prinz.“

„So etwas habe ich mir gedacht“, sagte Yolanda, „und?“

Am nächsten Morgen verließ der Prinz die Stadt und begann ein unruhiges Reiseleben. Mit dem Wind und seinen Launen ließ er sich treiben, gab sich mal als dieser, mal als jener aus, schloss allerlei Bekanntschaften aus Katzensgold und mied Frauen, die Yolandas Klasse hatten. Und doch wuchs in ihm die Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe. Er wusste nur immer noch nicht, wie er es anstellen sollte.

So kam er über das Meer in die ehemals Neue Welt, die immer noch jeden Tag etwas Neues hervor brachte. Alles war hier größer und glänzender als in der alten Heimat des Prinzen. Jedenfalls das, was er zu sehen bekam. Und am glänzendsten war die rätselhafte Galactica, die sich eines Abends beim Tanzen in Lars' Arme schmiegte. Sie trug ein silbernes hautenges Kleid, ihre Augen leuchteten übernatürlich, und ihre durchscheinende Haut fühlte sich glatt und kühl an, erwärmte sich aber unter seiner Hand wie eine wechselblütige Eidechse.

Der Prinz war fasziniert. Eine innere Stimme, er hielt sie für die seiner alten Kinderfrau, trieb ihn dazu, diesem wunderbaren Wesen zu gestehen, dass er sich nach tiefer Verbundenheit sehnte und er wünschte, dass sie der Schlüssel dazu sei. Sie warf ihm einen langen Blick zu, dann sagte sie: „Ich bin nicht das, was du jetzt siehst. Ich bin verzaubert. Du kannst mich erlösen. Dann nehme ich meine wahre Gestalt an und gehöre ganz dir. Und durch mich wirst du auch viele Freunde finden.“

Dem Prinz schwanden fast die Sinne vor Begeisterung. Er drückte seine künftige Geliebte an sich und rief: „Was muss ich tun, um dich zu erlösen? Ich gebe alles, was ich habe, für dich hin!“

„Nun, das wird nicht nötig sein, nicht ganz“, sagte Galactica mit einem amüsierten Lächeln.

„Soll, nein, darf ich dich küssen?“, fragte der Prinz.

„Wenn du willst, aber darauf kommt es nicht an“, entgegnete sie.

„Dann nenne mir die Aufgabe!“, forderte der Prinz feierlich.

„Hier ist eine Adresse, komme morgen da hin und bringe eine Handvoll Gulden mit, dann musst du einen Vertrag unterschreiben, der dich an mich bindet, als Zeichen deiner Hingabe. Tust du das, ohne Zaudern, siehst Du mein wahres Wesen, und ich bin für immer dein.“ Galactica glänzte und funkelte verlockend.

„Und ich bin ewig der Deine!“, jubelte der Prinz.

Nachdem er am nächsten Tag in die City gefahren war, bezahlt und unterschrieben hatte, hielt Prinz Lars sein brandneues Smartphone Galaxy mit all den Apps, die keinen Wunsch offen ließen, selig in Händen, küsste und streichelte es. Als bald erschien auf dem Display die Aufforderung, sich bei Facebook anzumelden, wo viele Freunde schon auf ihn warteten.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann verlängert sich der Vertrag automatisch.

Barbara Pinheiro wurde 1945 in Olmütz/CSSR geboren und wuchs in Kassel, Frankfurt und München auf. Nach dem Abitur studierte sie Literatur- und Gesellschaftswissenschaften. Neben ihrer Lehrtätigkeit gründete sie eine Familie mit dem kapverdischen Schauspieler Julio Pinheiro. Heute lebt sie, u.a. Kurzgeschichten schreibend und eine Hobby-Autorengruppe leitend, immer noch in München.



Oksana Kyzymchuk: Einsamer Geigenspieler



Oksana Kyzymchuk: Opas Liebe



rowohlt

Aufruf der eXperimenta-Mitarbeiter(innen)

Die eXperimenta ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteure(innen) und Korrespondenten(innen) jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der eXperimenta arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Arbeit von Grafiker Hans-Jürgen Buch, der unserem Magazin sein künstlerisch beachtenswertes Aussehen gegeben hat, oder unserem Webmaster Christoph Spanier, der dafür sorgt, dass Sie die eXperimenta rechtzeitig abrufen können.

Deswegen bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich Euro 24,- (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die eXperimenta weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.

Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen eine Preisliste zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:
ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Mainzer Volksbank
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMD55

die raffgier im briefkasten

dieser globus ist der spielplatz
des weltweiten kapitalismus er wird nicht nur durch
die panama-papers gepampert
das ist die ungeschminkte wahrheit
ein datenleck bei mossack fonsca
offenbart 11,5 millionen dokumente 2,6 terabyte daten
bei dieser wirtschaftskanzlei
die über briefkastenfirmen gedealt
bei denen die inhaber verdeckt
in offshore-paradiesen über firmen ihr kapital
ihre steuerhinterziehungen verschleiern
es ist das internationale verbrechersyndikat
von geldwäschern steuerbetrügern
korrupten diktatoren bestechlichen beamten
wirtschaftslobbyisten waffenschiebern
gekauften politikern mafiosi drogenhändlern
sowie terroristen die ihren großen zaster
mit hilfe der bankster nicht nur
in panama steuer-oasisch illegal über den globus wirbeln
so werden billionen von denen
die steuerfahnder & der normalbürger
nichts wissen dürfen in anrühigen geschäften
in briefkastenfirmen weltweit versteckt
auch in europa in luxemburg den niederlanden
der schweiz in liechtenstein & anderen ländern
das ist die systematische verschleierung
illegaler gelder diese geschäfte sind sehr mobil
vor allem aber hyperkriminell
nach dem motto: betrüge die menschen
sei rücksichtslos gierig auf den großen zaster
hol dir alles was du erraffen kannst

Die Sache mit der Volkssouveränität

Peter Reuter

„Das Prinzip der Volkssouveränität bestimmt das Volk zum souveränen Träger der Staatsgewalt. Die Verfassung als politisch-rechtliche Grundlage eines Staates beruht danach auf der verfassungsgebenden Gewalt des Volkes. Nicht ein Monarch, sondern das Volk in seiner Gesamtheit steht einzig über der Verfassung.“

Sie werden es nicht glauben, dies habe ich einem Lexikon entnommen. Und die Definition nimmt ausdrücklich Bezug auf unsere Republik. Das, liebe Leute, das macht mich echt fertig und ich hätte es nicht für möglich gehalten. Tatsächlich hat man es erdacht und formuliert, geschrieben und gedruckt. Von einer Grundlage wird gesprochen, von unserer Grundlage. Eine Grundlage ist eine Basis, auf der beide Beine in der Regel fest verankert sind. Auf ihr steht man also. Nur habe ich den Eindruck, dass manche Leute mit viel Lust auf eben dieser Grundlage herumtrampeln. Was nun jetzt? Und wenn das deutsche Volk in seiner Gesamtheit fest auf eben dieser Grundlage steht, dann ist diese Basis einem immensen Druck ausgesetzt und befindet sich alsbald in einer deutlich schlechten Verfassung. Auch gilt es zu vermerken, es geht gleichzeitig ein Akt der Diskriminierung damit einher. Die Dicken werden nämlich bevorzugt. Schließlich üben sie einen real höheren Druck aus. Zumindest erklärt dies die Figur einiger Politiker, mehr aber auch nicht. Der wichtigste Begriff ist der des Trägers. Das Trägervolk trägt also die Staatsgewalt. Und es ist wirklich egal, welche Pakete man ihm auf die Schultern packt. Eigentlich ist es nicht die Verfassung, welche uns drückt. Es sind die Parteien. In dieser Republik halten sich nämlich die Parteien alle durch die Bank für die einzig richtige Verfassung, uns leider für ein Volk von Sherpas. Alles klar jetzt?

Peter Reuter, geboren im letzten Jahrhundert, nämlich 1953. Als Schreiber unterwegs in den Bereichen Kurzgeschichte und Satire, meist zeitkritischer Gedichten und dem Haiku. Die Wurzeln liegen beim politischen Kabarett, wo alles als Texter begann. Neben vier eigenen Büchern ist er in allen Ausgaben der WORTSCHAU als Magazin oder Buch, in einigen Anthologien und Literaturzeitschriften vertreten. Bis 2014 Mitherausgeber der WORTSCHAU, welche er mit Wolfgang Allinger gegründet hat. Peter Reuter war Stadtschreiber in Bad Bergzabern und ist aktuell Mitglied des Vorstandes des Verbands deutscher Schriftsteller in Rheinland-Pfalz. Er arbeitet unter anderem für das deutschsprachige kanadische Kulturradio und veröffentlicht auch fleißig im journalistischen Bereich. Mit seiner Familie lebt er in der Südpfalz.

Liebe Abonnentinnen und Abonnenten,

ab 2016 werden Sie die Erinnerung zum Aufruf der **eXperimenta** nicht mehr regelmäßig erhalten, da der Aufwand des Versendens an mehr als 20.000 Mail-Adressen den Rahmen unserer technischen und zeitlichen Möglichkeiten sprengt.

In der Regel ist die aktuelle Ausgabe zum Ersten eines Monats online.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre **eXperimenta** Redaktion



Alltagsszenen einer schwindenden Welt

Für Oksana Kyzymchuk, geboren und aufgewachsen in der Ukraine, ist ihre Heimat ein besonderer Ort der Erinnerungen. Mit der Kamera unterwegs und ganz nah an den Menschen, sucht und findet sie Bilder in dem Land ihrer Kindheit. Immer wieder bereist sie die Ukraine, ist zu Fuß und allein unterwegs. Dabei hört sie die Geschichten der Menschen und gibt den Begegnungen einen ganz persönlichen Raum. Wohin die Reise geht, entscheidet sie oft erst vor Ort, nutzt dabei öffentliche Verkehrsmittel und private Unterkünfte. Durch ihren sensiblen Blick und die Verbundenheit mit ihrer Heimat entstehen zahlreiche Portraits, starke Landschaftsbilder und spannende Situationen, die einen sehr authentischen Einblick in das geben, was das Leben in der Ukraine ausmacht. Es sind abgelegene Landstriche, oft halb verlassene Dörfer, alte und einsame Menschen, die sie fotografiert. Alltagsszenen einer schwindenden Welt am Rande der Moderne. Und doch erliegt sie nicht der Gefahr der Nostalgie oder der Verklärung. Das Auge der Fotografin schaut voller Empathie, aber genau. Vielleicht könnte man Oksana Kyzymchuk als Archivarin einer besonderen Kultur an den Grenzen Europas beschreiben, die die Reste dieser Kultur in ihrer Schönheit und mit ihren Widersprüchen bewahrt und auch uns einen Eindruck von dem vermittelt, was hierzulande längst verloren ist.

„Menschen sind Kulturträger und das sieht man in ihren Bildern. Sie fotografiert die Menschen in ihren Milieus, in ihrer Arbeitswelt, in ihrem sozialen Milieu. Es war eine Bereicherung für mich.“
(Prof. Ulrich Adolf Namislow)

„Ihr Umgang mit Licht und Schatten ist hoch spannend und wird mit der Malerei Jan Vermeers des 17. Jahrhunderts verglichen. Mit empathischem, aber genauem Blick fängt sie Momente und Situationen ein, Land und Leute, Menschen im Alltag, bei der Arbeit oder beim Handwerk. Kultur, Geschichte, Sehnsucht nach alten Traditionen treiben sie an.“ (Weser Kurier, Angela Seegers)

„Ihre Fotos sind so etwas wie eine ethnologische Forschung. Die Konfliktlage sei kompliziert. Oksana Guizots Bilder aber zeigen ein anderes Land. Die Fotografin richtet ihre Kamera auf bäuerliche Regionen, sie zeigt traditionelle Feste, eine Holzkirche aus dem 16. Jahrhundert, dann aber auch Bilder, die zeigen, dass auch in dieser Welt die Moderne ihren Einzug gehalten hat. Und sei es in Form von Bettwäsche mit dem Kopf von Captain Jack Sparrow aus „Fluch der Karibik“. Es lohnt, die Bilder genauer zu betrachten.“ (Dr. Dirk Tölke, Aachen)

„Zu Fuß geht sie alleine von Haus zu Haus, um die Menschen in ihrer Umgebung auf dem Land anzutreffen, ihre Geschichte zu hören und sie zu fotografieren. Sie hat in der Ukraine Kunstgeschichte studiert und in Deutschland noch Kommunikationsdesign. Mit ihren Fotos erobert sie sich ihre Heimat zurück. Die Menschen, ihre Emotionen, das wirkliche Leben sind ihr wichtig. Kein Foto wird nachträglich bearbeitet. Das Leben ist eben so und nicht geschönt. Oksana Guizots fotografischer Blick ist authentisch, persönlich und nie inszeniert. Mit den Mitteln der Fotografie feiert sie dennoch das Leben, das Alltägliche, die Begegnungen mit Jungen und Alten, mit Stadt und Land.“ (Brigitte Schulze)

„Die in Deutschland lebende Fotografin hat eine lange Reise durch ihre Heimat gemacht und dabei mit poetischem Objektiv und warmem Herzen berührende Porträts ihrer Landsleute eingefangen.“
(Ulrike Schäfer, Allgemeine Zeitung, Worms)

„Spannende Perspektiven erhöhen die Neugierde des Betrachters, ganz alltägliche Gegenstände entwickeln grafische Qualitäten. Höhepunkt der fotografischen Kunst ist sicherlich der Umgang mit Licht, den Oksana Kyzymchuk-Guizot meisterhaft beherrscht.“ (M. Lehmann, Allgemeine Zeitung, Zweibrücken)

„Auf diesem Wege möchte ich meine große Bewunderung für die Fotos Ihres Gastes, Frau Oksana Kyzymchuk-Guizot aussprechen. Die Bilder sind unpathetisch und ehrlich, vielfältig und berührend. Besonders gefallen mir die Portraits älterer Menschen. Was mir außerdem sehr imponiert, ist ihre hervorragende Qualität in Bezug auf Schärfe und Farbbalance.“ **(Prof. Dr. Max von Tilzer)**

„Jedes Bild ist eine Geschichte, in die man eintauchen kann.“ **(Walter Köth)**

„Dahinter steht die Einstellung und Haltung einer, die hinter der Kamera steht und damit die ganze Stärke, Spannung und Anziehungskraft ihrer Bilder aus Porträts bezieht, die ihre unantastbare Würde, Erdverbundenheit und Achtsamkeit behalten.“ **(Isabelle Girard de Soucanton. Allgemeine Zeitung, Kaiserslautern)**

Eines ist fast all ihren Bildmotiven gemein: Es sind wunderschöne Momentaufnahmen, oftmals von flüchtiger Dauer, und Oksana Kyzymchuk-Guizot war zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Sie bannte ihre Zugreise durch Polesien auf ein Foto oder sie zeigt Kinder am Fenster – Kinder bedeuten in der Ukraine Glück. Ein Geiger spielt vor seiner Hütte im Schnee und sagt, dass die Geige seine „liebste Frau“ sei. Auf einem anderen Foto hat sie eine Hühnerherrin aufgenommen – sensible, hochemotionale Porträts der Menschen in der Ukraine machen neugierig auf die Geschichten hinter den Bildern, die Oksana Kyzymchuk-Guizot bereitwillig erzählt. **(Rottenburg, Vergangenheit der Ukraine in die Gegenwart geholt, Schwarzwälder Bote, 20.09.2015 Angela Baum)**

Aktuelle Ausstellung:

17.03.2016 bis 17.05.2016, Einzelausstellung „Kindheit unter den Eichen“ im Migrationszentrum, Fabro e.V., Rostock.

Zur Buchmesse in Frankfurt erscheint das neue Buch (inkl. Fotos und DVD) „Kindheit unter den Eichen“ von Oksana Kyzymchuk im Kerber-Verlag.



Oksana Kyzymchuk: Kleine Fischer

Oksana Kyzymchuk-Guizot wurde am 23. Juni 1983 in Novovolynsk, einem kleinen Ort in der Region Wolhynien, in der heutigen Ukraine geboren. Von 1989 bis 2000 besuchte sie die Schule in Buzhanka. Außerdem war sie von 1996 bis 2000 an der Kunstschule in Novovolynsk eingeschrieben. Ihr Studium an der Riwner Hochschule für Slawistik, bei der slawischen Universität zu Kyiv schloss Oksana Kyzymchuk 2004 mit einem Bachelor in der Fachrichtung „Bildende Künste und dekorativ-angewandte Kunst“ ab. Darauf folgte 2008 das Diplom für Kunstgeschichte mit Auszeichnung. Um ihre künstlerische Arbeit zu vertiefen, besuchte Oksana Kyzymchuk von 2007 bis 2011 den Studiengang Kommunikationsdesign an der Fachhochschule Mainz. Diesen schloss sie ebenfalls mit einem Bachelor ab. Seit 2010 hat sie über 50 Ausstellungen deutschlandweit von Rostock bis Konstanz sowie seit 2014 viele literarische Lesungen in ukrainischer und deutscher Sprache gehalten.

Tetjana und ihre Kinder

Oksana Kyzymchuk

Nach mehreren Stunden des Schlenderns biege ich von der Hauptstraße kurzentschlossen ab zu meinen Gastgebern, der Familie Ochremchuk.

Um die Mittagszeit wirkt Tetjana etwas müde und erschöpft. Sie stützt ihr Gesicht mit beiden Händen auf dem Esstisch ab. Oksana und Viktor springen in der Küche umher und machen lautstark Krach.

„Kinder, bitte seid ruhig! Nicht so laut! Macht langsam! Bleibt doch endlich mal still!“

Zermürbt wiederholt die Mutter mehrfach ihre Ermahnungen. Die Kinder lachen, setzen sich an den Tisch und unterhalten sich miteinander. Tetjana lädt mich schließlich kopfschüttelnd zum Mittagessen ein.

„Oksana, es gibt frisch gekochte Suppe und Kartoffeln! Komm doch, iss mit uns!“

In einem besorgten und zugleich bemutternden Tonfall gibt mir Tetjana den Befehl zu bleiben.

In der Küche schwebt neblig der Duft von Kümmel und Lorbeerblättern sowie frisch angebratenen Zwiebeln. Neben der Porzellankanne liegen auf einem Teller zudem frische dampfende Käsepfannkuchen. Dazu gibt es Tee. Auf dem Tisch steht ein Teller mit heißer Suppe. Alle haben schon gegessen und die Kinder springen weiterhin wild herum, bis sie schließlich das Haus ganz verlassen.

Als es keinen Krach mehr im Haus gibt, wirkt die vierundvierzigjährige ziemlich erleichtert und etwas ruhiger. Das Kindergelächter dringt leise von außen herein. Einen Moment schweigen wir und meine Gastgeberin erstarrt in ihrer Bewegung. In diesen Sekunden betrachte ich genau ihr feminines Gesicht, in denen ich besonders deutlich die Charakterzüge der älteren Iryna wieder zu erkennen glaube: der warme Hautton ist mit Sommersprossen verfeinert, hellblaue Augen und mittelgroße Lippen umrahmt von einem nach hinten gebundenen Kopftuch. Vertieft aus ihren Gedanken kehrt Tetjana in die Gegenwart zurück und ich sehe, wie ein Lächeln ihr Gesicht belebt. Die Gastgeberin richtet sich aus der gebückten Haltung auf, in der sie mir in der Mittagstille halblaut erzählt:

„Du weißt doch, dass es in unserem Dorf viele Kinder gibt. Es ist eigentlich fast eine alte Tradition hier und eine große Ausnahme für die Ukraine und für ganz Europa. Bei uns bedeuten viele Kinder Glück. Oksana, weißt du, wie ich meine Kinder zur Welt gebracht habe?“

Tetjana bewegt sich auf ihrem Stuhl, schiebt die Teller mit den Käsepfannkuchen beiseite und legt ihre Hände flach auf den Tisch. Mein Interesse an der Geschichte weckt ein Lachen bei Tetjana und ich verzichte nicht auf die Möglichkeit, mich nach weiteren Einzelheiten in der Geschichte zu erkundigen. Die fünffache Mutter schaut mir direkt in die Augen und hält in ihrem Monolog kurz inne. Gespannt warte ich auf ihre Schilderung. Mit lauter werdender Stimme erzählt sie:

„Wie auch viele andere Frauen im Dorf habe ich meine Kinder zuhause geboren, weil die Stadt viel zu weit von hier entfernt ist. Es ist bei uns ganz gewöhnlich, dass Mütter ihre Kinder zuhause gebären. Ich habe fünf und manche Frauen haben bis zu siebzehn Kinder. Wie sollen sie denn jedes Mal zum Krankenhaus kommen? Nur meine erste Geburt, als ich Iryna bekam, fand im Krankenhaus statt. Bei den Geburten von Ljuda, Sergij, Viktor und Oksana war meine Schwester als Hebamme dabei. Dort in dem alten Haus habe ich meine Kinder bekommen.“

Tetjana führt ihren Blick hinter die Fensterscheibe, ihre Stimme wird lauter und sie weist auf das alte, mit blauen Holzfenstern bestückte Gebäude gegenüber auf der anderen Straßenseite.

„Siehst du? In diesem Haus gegenüber, das zurzeit leer steht! Kurz vor den Geburten spürte ich, dass das Baby bald kommen würde. Bevor meine Schwester kam, machte ich schon warmes Wasser und bereitete alles vor. Ich wusste, dass ich es alleine schaffen muss und habe meine Kinder wirklich ohne Hilfe auf die Welt gebracht. Es waren Geburten ohne besondere Komplikationen, und meine Schwester musste nur zum Schluss die Nabelschnur durchschneiden.“

Ich höre Tetjana aufmerksam zu und meine Verwunderung steht mir ins Gesicht geschrieben. Sie sieht mich an und lacht laut dabei. Ich kann schon verstehen, dass es von Natur aus vorgesehen ist, Kinder auf dem natürlichen Weg zu bekommen, aber in der modernen Welt wird es irgendwie unvorstellbar. Mit einem verträumten Blick schaut meine Gastgeberin wieder aus dem Fenster und beobachtet Viktor und Oksana, die im Hof mit dem Hund Ryzik Ball spielen.

„Ryzik! Ryzik! Fange den Ball! Gib mir ihn zurück! Ha- ha-ha!“

Man hört Vitjas Stimme von draußen und der junge Hund hat gut gelernt, den Ball zu fangen. Alle haben Spaß beim Spielen. Die Mädchen klatschten vor Begeisterung. Draußen ist es unerträglich heiß. Die dichten Blätter und Äste des Apfelbaums vor dem Fenster lassen Schatten auf die grüne Wiese fallen. Auch die braune Stute Maschka versteckt sich in diesen Hell-dunkel-Mustern und frisst junges Gras. Das Anschauen ihrer Kinder weckt unbeschreibliche Freude in Tetjanas Gesicht und läßt sie laut lachen. Sie ist eine tiefreligiöse Frau, die keine Feinde im Dorf hat und die immer gut über die Menschen spricht, die sie kennt.

„Nach den vielen Geburten habe ich schwere Depressionen bekommen und wusste nicht, wie ich damit umgehen soll. Meine Kinder und der liebe Gott haben mir Kraft gegeben und jetzt geht es mir wieder gut. Ohne die Kinder hätte ich mir schon längst etwas Schlimmes angetan. Jetzt bin ich aber glücklich und weiß zu schätzen, was ich habe. Es gibt für mich keinen größeren Reichtum auf dieser Welt als meine Kinder und ich bin dankbar, zuzusehen, wie sie in meiner Obhut groß werden.“

In der Küche wird es still. Während wir essen, springt eine dicke schwarze Katze einen Stuhl hoch und schaut frech in unsere Teller. Für einen Moment sprechen wir nicht und nur die alte Uhr tickt pausenlos und der Motor vom Kühlschrank gibt ab und zu surrende Geräusche von sich. Die vierundvierzigjährige Frau schiebt die bestickte weiße Gardine mit dem bläulichen Rand beiseite, um eine bessere Sicht auf ihre Kinder zu haben. Danach fügt sie hinzu:

„Meine Füße schmerzen. Viele sagen, dass die Radioaktivität von Tschernobyl so etwas bewirkt. Viele junge Frauen beschwerten sich, aber wer weiß schon etwas Genaues?“ Tetjana steht auf. Nach der Mittagspause macht sie sich auf den Weg zu ihrem Kartoffelfeld, wobei sie das Spiel ihrer Kinder unterbrechen muss. Sie ruft Oksana und Viktor zur Unterstützung. Der Vater der Kinder befindet sich mit dem älteren Sohn in der Hauptstadt, um Geld für die Familie zu verdienen. Bevor die Heidelbeersaison beginnt, will Tetjana mit den Kindern die Feldarbeit erledigt haben. Viktor spannte schon die Pferdekutsche ein. Alle nehmen ihre Plätze im Pferdewagen ein: hinten setzt sich Oksana mit der älteren Irina, die als Lehrerin in der Dorfschule arbeitet. Der jüngere Sohn, der vierzehnjährige Viktor, ist zurzeit der einzige Mann auf dem Hof und hat somit eigene Pflichten. Er setzt sich direkt vorne ans Steuer neben seine Mutter. Das kastanienbraune Pferd zieht den Wagen an und läuft die unebenen Straßen entlang.

Noch eine Weile höre ich das Gelächter der Familie und die Quietschgeräusche des fahrenden Wagens. In der Weite verblassen die Stimmen. Ich stehe noch einen Moment an der Straße, bis auch die Umrisse der Pferdekutsche verschwimmen und sich schließlich ganz im Flimmerlicht der Hitze verlieren.



Oksana Kyzymchuk: Spiel



Oksana Kyzymchuk: Marijka



Oksana Kyzymchuk: Enkelin

Die Jörg-Pönnighaus-Trilogie der Lyrik Teil Eins

Oelsnitz

meinen Freund
in seinem Rollstuhl
durch die Stadt geschoben,
die Leute
schauen freundlich,
aber über die Bordsteinkanten
muss ich den Rollstuhl
alleine heben,
ihn alleine
über Kopfsteinpflaster
mehr heben als rollen.
Von vielen Fensterrahmen
entlang den Straßen
blättert die Farbe –
Laden zu vermieten,
Wohnung zu vermieten –
Aber diese Tristesse
siehst du nur,
wenn du einen Rollstuhl
langsam
durch die Stadt schiebst.

Besuch im Altersheim

Du weißt nicht mehr,
wann du geheiratet hast,
du weißt nicht mehr,
wie viele Urenkel du hast.
Sei zufrieden.
Wenn selbst die Vergangenheit
im Nebel verschwindet,
bleibt nichts,
von dem du dich trennen musst
am Ende
und wird dich
auch niemand vermissen.

Jörg Martin Pönnighaus, geboren 1947 in Ostwestfalen, Studium der Medizin in Gießen, 1975-77 Distriktarzt in Sambia, 1977/78 an der London School of Hygiene and Tropical Medicine, 1979-92 Leiter eines Leparaforschungsprojektes in Malawi, 1993-95 Weiterbildung zum Hautarzt in Homburg/Saar, 1996-2001 Oberarzt an der Hautklinik vom Vogtland-Klinikum in Plauen, 2002-2008 Leiter eines Krankenhauses in Tansania. Seit Januar 2009 wieder am Vogtland-Klinikum, seit Oktober 2012 im Ruhestand.
Letzte Veröffentlichung: Auf leisen Sohlen / Gedichte. Edition exemplum / ATHENA-Verlag Oberhausen

rowohlt **SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT**

„Ein Netz von Lügen“



Menschenrechtlerin Birgit Braun über die Verfolgung von Falun-Gong-Praktizierenden in China im Gespräch mit Rüdiger Heins

eXperimenta: Frau Braun, wie wurden sie auf das Thema Menschenrechtsverletzungen in China aufmerksam?

Birgit Braun: Im Jahre 2001 wurde ich durch einen Zeitungsartikel aufmerksam gemacht auf die Verfolgung von Falun-Gong in China. In dem Bericht wurde die systematische Verfolgung der Falun Gong-Praktizierenden durch die kommunistische Partei Chinas beschrieben. Am 20. Juli 1999 begann in einer Nacht- und Nebel-Aktion eine landesweite Hetzjagd auf Falun-Gong-Praktizierende. Die Verfolgung

wird bis heute in unglaublicher Brutalität durchgeführt. Die Praktizierenden werden oft sogar ohne Prozess und Rechtsbeistand in Zwangsarbeitslager, Gefängnisse etc. gebracht. Dort versucht man sie „umzuerziehen“ mit Gehirnwäsche und schwerster Folter, um sie zu zwingen, ihren Glauben aufzugeben. Ich konnte damals nicht verstehen, dass Menschen wegen des Ausübens von einer Qigong-Art verfolgt wurden, da ich zu dieser Zeit Yoga bei einem indischen Yoga-Lehrer machte. Ich wurde neugierig auf Falun Gong und begann es dann Ende 2001 selber zu praktizieren. Ein Jahr später erfuhr ich, dass zwei chinesische Falun-Gong-Praktizierende, ein Mann und eine Frau, die in Köln eine Mahnwache gründeten, um auf die Menschenrechtsverletzungen aufmerksam zu machen, in ihr Heimatland zurückkehrten und dort verhaftet und in ein Arbeitslager gebracht wurden. Den Chinesen hatte ich bei einem Treffen von Falun-Gong-Praktizierenden in Nordrhein-Westfalen einmal gesehen. Später hörte ich, dass man die Spur der Beiden verloren habe. Ich habe oft an sie gedacht und mich gefragt, was aus ihnen geworden ist. Das war auch einer der Gründe, die mich später bewogen haben, mich aktiv an der Mahnwache in Köln zu beteiligen, die von anderen Falun-Gong-Praktizierenden am Wochenende und zum Teil in der Woche fortgeführt wurde.

eXperimenta: Gibt es eine persönliche Begegnung mit Menschen, die in China von Menschenrechtsverletzungen betroffen waren, über das sie berichten können?

Birgit Braun: In den vergangenen Jahren habe ich u.a. chinesische Falun-Gong-Praktizierende, die Asyl suchten und von der Abschiebung bedroht waren, unterstützt. Bei dem letzten Fall ging es um einen chinesischen Praktizierenden, der in Deutschland Asyl beantragen musste, weil er sich hier für die Rettung seiner Mutter einsetzen wollte. Sie ist eine einfache Bäuerin, die aufgrund ihres Glaubens an Falun Gong in einem Frauenarbeitslager in der Provinz Shandong, China, zur Umerziehung inhaftiert war und Zwangsarbeit leisten musste. Sie bekam noch nicht einmal einen Anwalt und einen Gerichtsprozess. Dieser Fall hat mich sehr betroffen gemacht, weil ich mich durch die Hilfestellung bei der Asylbeantragung intensiv mit der Leidensgeschichte der Familie befassen musste. Die Mutter wurde erstmalig im Jahre 2000 verhaftet, als ihr Sohn noch ein Kind war. Er beschrieb, wie die Polizei seine Mutter abholte, wie er sie einmal gemeinsam mit seiner Tante im Untersuchungsgefängnis besuchte und wie er später nach der Freilassung seiner Mutter ein Jahr bei seinem alten Großonkel leben musste, weil seine Eltern aus Angst vor einer weiteren Verhaftung in den Nordosten von China geflohen waren.

Falun Gong basiert auf den Grundsätzen „Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Toleranz“

eXperimenta: Sie sind Falun-Gong-Praktizierende. Was ist Falun Gong?

Birgit Braun: Ich praktiziere Falun Gong seit November 2001. Falun Gong ist eine traditionelle Qigong-Art, eine alte chinesische Weisheitslehre für Körper und Geist, bei der man neben der Ausübung von vier Qigong-Übungen und einer Meditation eine buddhistische Philosophie lebt. Es basiert auf den Grundsätzen „Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Toleranz“. In China werden solche Methoden zur Verbesserung von Körper und Geist traditionell Kultivierung genannt und sind seit Jahrtausenden Teil des täglichen Lebens. Falun Gong wurde in China erstmals im Jahre 1992 der Öffentlichkeit vorgestellt. Wegen seiner positiven Wirkung auf das körperliche und seelische Befinden erlangte Falun Gong innerhalb weniger Jahre in China eine außerordentliche Beliebtheit, sodass bis zum Jahre 1999 ca. 70 bis 100 Millionen Chinesen Falun Gong praktizierten.

eXperimenta: Immer wieder wird von der kommunistischen Partei Chinas behauptet, Falun Gong sei eine Sekte. Wie sehen sie das?

Birgit Braun: Taoismus, Buddhismus und Konfuzianismus sind Bestandteile der traditionellen chinesischen Kultur. Hier wurde immer großer Wert auf Moral und Tugend gelegt.

Im Verlauf der chinesischen Geschichte hat es Tausende von unterschiedlichen Kultivierungsschulen gegeben. Die Machtergreifung der Kommunistischen Partei Chinas im Jahr 1949 setzte der Tradition der Kultivierungsübung ein abruptes Ende. Kultivierung wurde nun als „Aberglaube“ abgestempelt.

Seit Falun Gong im Jahre 1992 an die Öffentlichkeit kam, wurde die stetig anwachsende Anzahl der Falun-Gong-Praktizierenden nach Meinung der Parteiführung, insbesondere des damaligen chinesischen Staatspräsidenten Jiang Zemin, zu groß. Die schnell auf 70 bis 100 Millionen steigende Zahl der Falun-Gong-Praktizierenden in China überstieg bei weitem die Anzahl der Parteimitglieder von 65 Millionen.

Weil Jiang Zemin die große Popularität von Falun Gong missfiel und weil für ihn Menschen, die an die geistigen Prinzipien von Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Toleranz glauben, nicht manipulierbar sind, ordnete er das Verbot und die Verfolgung der Praktizierenden in China an. Er wollte Falun Gong innerhalb weniger Monate vernichten. Eine Methode der Kommunistischen Partei, unliebsame Gruppen zu beseitigen, ist den Hass des Volkes gegen diese Gruppe aufzubringen und eine Rechtfertigung für die Verfolgung zu schaffen. Deshalb wurde eine Verleumdungskampagne gestartet. Dazu ersann Jiang Zemin ein Netz von Lügen, die insbesondere über die Medien verbreitet wurden. Eine der Lügen war die Behauptung, Falun Gong sei eine Sekte. Drei Monate nach Beginn der Verfolgung sagte er öffentlich in Paris, Falun Gong sei ein „Evil Cult“, übersetzt bössartiger Kult oder bössartige Sekte. Hieraus wurde im Ausland die Bezeichnung Sekte für Falun Gong übernommen, da zu diesem Zeitpunkt Falun Gong völlig unbekannt war außerhalb Chinas. Bei Falun Gong gibt es keine Abhängigkeiten, es gibt keine Namenslisten, man bezahlt kein Geld dafür, sollte jemand feststellen, dass Falun Gong nicht sein Weg ist, kann er jederzeit damit aufhören. Bis heute benutzt die Kommunistische Partei Chinas weiterhin diese Lüge, um Falun Gong zu diffamieren und verbreitet dies zudem auch gezielt im Ausland zum Beispiel über Politiker oder Konfuzius-Institute, die ihren Einfluss auf Universitäten nutzen. So wird gezielt daran gearbeitet, die Glaubwürdigkeit der Falun-Gong-Praktizierenden zu untergraben und zu verhindern, dass die Verbrechen der Kommunistischen Partei an die Öffentlichkeit gebracht werden. In China werden aber auch andere Gruppen, zum Beispiel Religionen, als bössartiger Kult oder Sekte bezeichnet.

In China müssen wohl sehr viele Ärzte an dem Organraub beteiligt sein

eXperimenta: Sie sind Menschenrechtlerin und sie setzen sich aktiv gegen Menschenrechtsverletzungen in China ein. Wie machen sie das?

Birgit Braun: Regelmäßig nehme ich seit etwa 10 Jahren wöchentlich an einer Mahnwache vor dem Kölner Dom teil. Da der Kölner Dom als Touristenattraktion eine große Anziehungskraft

hat, bietet sich hier eine sehr gute Gelegenheit neben den deutschen Bürgern auch Menschen aus der ganzen Welt und somit auch Chinesen zu informieren über diese schweren Menschenrechtsverletzungen. Aufgrund der Internetblockade und Medienkontrolle in China haben die Menschen es dort schwer, Informationen zu diesem Thema zu bekommen. Also nutzen sie beim Aufenthalt im Ausland die günstige Gelegenheit, sich zu informieren. Gerade in den letzten Jahren bemerken wir das immer größere werdende Interesse der Chinesen zuzuhören, was wir ihnen sagen möchten. Es gibt dazu viele Beispiele, aber eine Begegnung mit einem Chinesen ist mir noch gut in Erinnerung. Er sagte, er habe Angst, mit mir zu sprechen, da er vielleicht von anderen Chinesen beobachtet würde, die ihn verraten könnten. Trotzdem wollte er hören, was ich ihm zu sagen habe, da er der kommunistischen Partei nicht mehr glaube. Das Gespräch mit ihm hat mich sehr berührt. In erster Linie möchten wir den Passanten Hintergrundinformationen geben, da immer noch viele Menschen sehr wenig oder nichts über die Verfolgung wissen. Zudem sammeln wir Unterschriften gegen den Organraub, die wir an unsere Bundesregierung weiterleiten. Außerdem nutzen wir Urgent Actions von Amnesty International und der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, um Menschen die Gelegenheit zu bieten, sich an Rettungsaktionen für einzelne Verfolgte zu beteiligen. Seit ungefähr drei Jahren besuchen mein Mann und ich gemeinsam Politiker aus dem Europäischen Parlament, Deutschen Bundestag und den Landtagen. Ein Ergebnis unserer Zusammenarbeit mit anderen Falun-Gong-Praktizierenden war im Dezember 2013 die Verabschiedung einer Resolution des Europäischen Parlaments gegen den illegalen Organraub in China. Diese ehrenamtliche Öffentlichkeitsarbeit nimmt immer größeren Raum ein. Zudem bin ich seit einigen Jahren aktives Gruppenmitglied bei Amnesty International in meiner Heimatstadt Mönchengladbach. Kürzlich habe ich damit begonnen, auch Ärzte und Ärzteorganisationen zu kontaktieren. Hier geht es speziell um den Organraub in China, zumal in China sehr viele Ärzte an dem Organraub beteiligt sein müssen.

eXperimenta: Welche Unterstützung benötigen sie von außen, um Menschen, die unschuldig in chinesischen Gefängnissen und Arbeitslagern festgehalten werden, zu befreien?

Birgit Braun: Die schon erwähnten Unterschriftenlisten sind ein Weg, um viele Stimmen von Menschen zu sammeln und dann etwas bewegen zu können. So haben wir uns zum Beispiel vor einem Jahr an einer weltweiten Unterschriftenaktion der NGO DAFOH (Doctors Against Forced Organ Harvesting) beteiligt, die wir bei unserer Mahnwache in Köln auslegten. So konnten wir mitunterstützen, dass im Dez. 2013 ungefähr 1,5 Millionen Unterschriften an die UNO in Genf übergeben wurden. Wir werden immer wieder von Menschen, die sehr von diesen furchtbaren Menschenrechtsverletzungen betroffen sind, gefragt, wie sie helfen können. Eine große Unterstützung ist auch, dass jeder Einzelne in seinem Freundes- und Bekanntenkreis davon weitererzählt oder Briefe schreibt an Politiker in seiner Stadt oder an die deutsche Bundesregierung. Eine wichtige Rolle spielen hier auch die Menschenrechtsorganisationen. Sie können Missstände aufzeigen, öffentlich machen und viele Menschen erreichen. Es gibt immer wieder Eilrettungsaktionen von Amnesty International für verfolgte Falun-Gong-Praktizierende. Andere Menschenrechtsorganisationen, die uns ebenfalls unterstützen, sind u.a. die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte IGfM, die Gesellschaft für bedrohte Völker und Human Rights Watch. Auch viele Politiker haben sich auf unsere Bitten hin für Einzelfälle verfolgter Falun-Gong-Praktizierender eingesetzt. So gab es Fälle, in denen sich Politiker direkt mit einem Brief an den Leiter eines chinesischen Arbeitslagers und eines Gefängnisses gewandt haben mit der Bitte um Freilassung der inhaftierten Praktizierenden. In einem Fall führte dies in Verbindung mit einer Postkartenaktion der IGfM, die deutschlandweit durchgeführt wurde, zur Freilassung einer chinesischen Praktizierenden.

Es gibt keine offiziellen Zahlen

eXperimenta: Gibt es genaue Zahlen wie viele Falun-Gong-Praktizierende Häftlinge in chinesischen Gefängnissen sind?

Birgit Braun: Die Falun-Gong-Praktizierenden werden nicht nur in Gefängnissen inhaftiert, sondern auch in Arbeitslagern, psychiatrischen Kliniken oder sogenannten „schwarzen Gefängnissen“, das sind alte Hotels, leerstehende Häuser oder Pflegeheime, die als geheime illegale Hafteinrichtungen genutzt werden, um die Menschen dort mit Hilfe von Folter umzuerziehen. Es gibt keine offiziellen Zahlen, da die Falun-Gong-Praktizierenden ja auch in den meisten Fällen noch nicht einmal einen Gerichtsprozess bekommen. Wir schätzen, dass mehrere Hunderttausende Praktizierende in Haft sind. Kürzlich habe ich die Information gefunden, dass allein zwischen Januar und September 2014, 4925 Praktizierende verhaftet wurden. Hierbei handelt es sich allerdings nur um gemeldete Verhaftungen, die tatsächliche Zahl ist wahrscheinlich weitaus größer.

eXperimenta: Was meinen sie, sind die eigentlichen Gründe, weshalb auffallend viele Falun-Gong-Praktizierende verhaftet werden?

Birgit Braun: In China werden viele Menschen verfolgt wie zum Beispiel Tibeter, Uiguren, Christen, Leute, die sich für Menschenrechte einsetzen, aber Falun Gong ist die größte Gruppe. Man schätzt, dass es zu Beginn der Verfolgung im Jahre 1999 etwa 70 bis 100 Millionen Falun-Gong-Praktizierende gab. Immer wieder werde ich gefragt, warum gerade Falun Gong, das keine politischen Ziele hat, so hart verfolgt wird. Wie ich schon erwähnte, ist der Hauptverantwortliche für die Verfolgung Jiang Zemin, der damalige Staatspräsident. Er wollte Falun Gong in wenigen Monaten vernichten, seine Parole war: „Zerstört ihren Ruf, ruiniert sie finanziell und vernichtet sie physisch.“ Er wollte, dass die Menschen nur an die Kommunistische Partei Chinas glauben, denn so dachte er, mehr Kontrolle zu haben. Menschen, die an Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Toleranz glauben und daran festhalten, scheinen der Kommunistischen Partei gefährlich zu sein, sodass man versucht, sie umzuerziehen. Aber die Wut auf Falun Gong stieg unaufhaltsam, weil die geistige Kraft und der Glaube nicht zu zerstören sind. Viele Falun-Gong-Praktizierende haben nach der sogenannten „erfolgreichen Umerziehung durch die KPCh“ wieder mit dem Praktizieren anfangen. Ihr Glaube ist nicht zu unterdrücken.

eXperimenta: Wie konnten ehemalige Häftlinge, die heute in Deutschland leben, China verlassen?

Birgit Braun: Nur ganz wenigen ist es gelungen, das zu schaffen. Meistens sind es Irrtümer der Behörden, wo vergessen wurde zu vermerken, dass es sich bei ihnen um Falun-Gong-Praktizierende handelt. Sie sind dann aus beruflichen Gründen oder zum Beispiel um in Deutschland zu studieren ausgereist.

Organbank zu schaffen für das Verbrechen des Organraubs

eXperimenta: Haben sie auch davon gehört, dass Häftlinge medizinisch untersucht wurden, um eine mögliche Organentnahme vorzubereiten?

Birgit Braun: Mir sind Einzelfälle bekannt, in denen Falun Gong-Praktizierende genauestens medizinisch untersucht wurden. Es macht keinen Sinn, Menschen, die in Arbeitslagern gefoltert werden, solch eine medizinische Untersuchung zukommen zu lassen. Es besteht der begründete Verdacht, dass dies zu dem Zweck dient, eine lebende Organbank zu schaffen für das Verbrechen des Organraubs an Falun-Gong-Praktizierenden. 2006 habe ich erstmals davon gehört, dass man den Falun-Gong-Praktizierenden bei lebendigem Leib die Organe entnimmt zu Transplantationszwecken. Ein chinesischer Arzt vertraute seiner Frau an, dass er bei etwa 2000 lebenden Falun-Gong-Praktizierenden die Augenhornhäute entfernt hatte. Sie ging mit dieser Nachricht an die Öffentlichkeit. Daraufhin starteten zwei Kanadier, der frühere Staatssekretär für die Asien-Pazifik-Region David Kilgour und der Menschenrechtsanwalt David Matas, ihre eigenen Untersuchungen. Sie durften nicht nach China einreisen, haben aber zu Anfang in chinesischen Kliniken angerufen und sich als Personen vorgestellt, die krank sind und ein Organ benötigen. Dabei fragten sie gezielt nach der Möglichkeit, Organe von Falun-Gong-Praktizierenden zu

bekommen, was man ihnen zum Teil zusagte. Sie untersuchten Statistiken und fanden heraus, dass die Zahl der Transplantationen nach Beginn der Verfolgung von Falun Gong stark angestiegen war. In China kann man jedes Organ in wenigen Wochen bekommen, die Spendenbereitschaft der Chinesen ist aber extrem gering, noch viel geringer als zum Beispiel in Deutschland. Im Juli 2006 veröffentlichten die beiden Kanadier dann einen Bericht, in dem sie aufgrund vieler Indizien die bedauerliche Schlussfolgerung zogen, dass wahrscheinlich weit über 40.000 Falun-Gong-Praktizierende auf diese Weise getötet wurden.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch für die **eXperimenta** führte Rüdiger Heins.

Falun Gong

Xu Pei

Weg der chinesischen Tradition

Seit 1992 wird er sichtbar

7 Jahre später gingen

70 Millionen Menschen diesen Weg

so dass ihn das kommunistische Gespenst
nicht mehr verschlingen kann

Das Buch „Zhuan Falun“ (<http://www.falundafa.de>)

liest sich wie Mythologie

und beschreibt doch einen Weg

Die Übungen ähneln sportlicher Betätigung
aber sie spenden selbst Kranken Energie
denen keine Medizin mehr helfen kann

Auf dem Weg zu Falun Gong

wird man frei von Beschwerden

erlangt sogar

übersinnliche Fähigkeiten

und drei Tugenden –

Wahrhaftigkeit Barmherzigkeit und Duldsamkeit

All dies ist für jeden kostenlos zugänglich

Man muss nur offen sein

TEXTart

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.



Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20 (zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo (4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

TextArt-Verlag
Abonnentenservice
 (dienstags & donnerstags 10–15 Uhr)
 Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
 Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
 E-Mail: service@textartmagazin.de

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur Euro 10,-. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, Ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

Francisco X. Alarcón

Interview with Francisco X. Alarcón by Rachid Filali

Rachid Filali: Mr. Alarcón, Latin American literature is best known for the novel (magical realism), why do you choose to write poetry in particular?

Francisco X. Alarcón: For me, poetry has to do with that eluding dot that is the present tense. Poetry tries to capture the intangible, the ineffable, what escapes the daily logic, the magic of the moment that never comes back. It is like the feeling of love and other human emotions that we all can feel but we can’t really encapsulate in their totality.

I admire the masters of Latin American „magic realism” like Juan Rulfo and Gabriel García Márquez, and the novelists of what has been called the Latin American „Boom”, Carlos Fuentes, Julio Cortázar, Mario Vargas Llosa, the 2010 Nobel prize winner, among others. I am familiar with all these great works, but my poetry reflects the moment and circumstance of my own personal life.

I am writing poetry in English, Spanish, and in combination of both languages from the USA-Mexico borderlands, as Chicana writer Gloria Anzaldúa would say, where Latin American meets Anglo America, a location that some would consider marginal but ironically has now become central to the present human dilemma.

For its brevity (in poetry, „less” is „more”) and poignancy, poetry is also the preferred literary medium of dissidents like me who are linguistic and social dissidents in several levels.

Rachid Filali: The Sun as a symbol of a strong presence in all your poetry what is the secret to this?

Francisco X. Alarcón: The Sun was a very important Mesoamerican icon. The Sun was venerated as the life-giving source of energy and is still a very important symbol in the contemporary culture of Mexico and Mexicans in the U.S. My most recent book of poems is called Ce-Uno-One: Poems for the New Sun (Swan Scythe Press 2010) and is a celebration of the new Sun or era that is coming up next year and begins on the Winter solstice of December 21, 2012. In the Mesoamerican calendar the new Sun or era is under the tonalli or the day spirit-sign of Xochitl that is „Flower”. The last poem of this book is „Sol Flor / Flower Sun” dealing with this new era:

SOL FLOR	FLOWER SUN
sabremos	we will know
que el Nuevo Sol	the New Sun
ha llegado	has arrived
cuando comience	when it starts
a llover al revés	raining backwards
y el mar	and the sea
y el cielo	and the sky
se conviertan	become one
un continuo azul	blue continuum
y las aguas de los ríos	and the waters

corran en reversa	of rivers run back
hacia sus fuentes	toward their sources
sabremos	we will know
que la era	the era of
del Nuevo Sol	the New Sun
profetizado por	prophesied
nuestros ancestros	by our ancestors
ha comenzado	has began
cuando la mayor	when the World's
preocupación	biggest concern
del Mundo	becomes
sea el color	the colors
y el olor	and the scents
de la flores	of flowers
que brotan	sprouting
de la nada	from nowhere
dondequiera	everywhere

In 1993 I co-founded a collective of writers in Sacramento, California, called „Writers of the New Sun” in order to get ready for this new era. The collective published a bilingual anthology of poetry and short stories some years ago and still is very active in Sacramento.

Rachid Filali: Since you started in writing poetry you did not stop writing for children, do you still feel the nostalgia of childhood and refuse to grow up? Is it really easy to write for children, as some believe?

Francisco X. Alarcón: I wanted to write books of bilingual poems for children for years because I didn’t find bilingual books of poems in libraries or bookstores for my many young nephews and nieces. It took me about four years to do my first children’s book because I was repeatedly told that there was no market for bilingual poetry books for children in the U.S. But my first book, Laughing Tomatoes and Other Spring Poems (Children’s Book Press 1997), did excellent when it came out. The book got several literary awards and was very well received by critics, educators, children, and readers in general.

After that, Children’s Book Press of San Francisco published other three books in order to complete my „Magic Cycle of the Seasons” that includes four titles: Laughing Tomatoes and Other Spring Poems (1997), From the Bellybutton of the Moon and Other Summer Poems (1998), Angels Ride Bikes and Other Fall Poems (1999), and Iguanas in the Snow and Other Winter Poems (2001). So far 250.000 copies of this book series have been sold indicating that there is a market for bilingual poetry books for children in the U.S.

I have published two other books of bilingual poetry for children, Animal Poems of the Iguazú (Children’s Book Press 2008) and Poems to Dream Together (Lee & Low Books 2005). Writing for children is not as easy as some would believe. Children’s picture books are a unique art form that involves not only the author, but an editor, a designer and a visual artist. But my poetry for children is not really that different from my poetry for grown-up. I believe my children’s poems work as poetry in the most universal way.

Rachid Filali: How many literary prize you got so far? Do literary prizes were an incentive for you to innovate more?

Francisco X. Alarcón: My book of bilingual poetry for children, Animal Poems of the Iguazú / Animalario del Iguazú (2008), was selected as a Notable Book for a Global Society by the International Reading Association, and as an Américas Awards Commended Title by the Consortium of Latin American Studies Programs. My bilingual book titled Poems to Dream Together (2005) was awarded the 2006 Jane Addams Honor Book Award. My bilingual book for children, Laughing Tomatoes and Other Spring Poems (1997) was awarded the 1997 Pura Belpré Honor Award by the American Library Association and the National Parenting Publications Gold Medal. I also received the 2000 Pura Belpré Honor Award for my second book of bilingual poems for children, From the Bellybutton of the Moon and Other Summer Poems (1998), and the 2002 Pura Belpré Honor Award for my fourth book of bilingual poems for children, Iguanas in the Snow and Other Winter Poems (2001).

I have been a recipient of the Danforth and Fulbright fellowships, and have been awarded several literary prizes, including the 1998 Carlos Pellicer-Robert Frost Poetry Honor Award by the Third Binational Border Poetry Contest, Ciudad Juárez, Chihuahua, 1993 American Book Award, the 1993 Pen Oakland Josephine Miles Award, and the 1984 Chicano Literary Prize. In April 2002 I received the Fred Cody Lifetime Achievement Award from the Bay Area Book Reviewers Association (BABRA) in San Francisco. I was one of the three finalists nominated for the state Poet Laureate of California in 2005 and has been selected again as a finalist for Poet Laureate in June 2008.

Literary awards have had a very positive effect on me. I remember when I was a graduate student at Stanford University I had to turn in a poetry manuscript for a creative writing course I had taken. Most of the students in the class were writing long narrative poems and I was writing short lyrical pieces that I had titled „Tattoos” (not „haikus” because they were not peaceful at all).

My professor/mentor in question told me flatly that my works were not „poems” and I pointed out to the first piece titled „Tattoos” that stated: „poems / fill up / pages // tattoos / puncture / flesh.” Later, I sent this manuscript to the Chicano Literary Prize sponsored by the University of California, Irvine, and won first prize in poetry. That built my confidence in finding and trusting my own unique poetic voice.

Rachid Filali: In time of war, famine and epidemics of serious, can the poem be consolation enough for humanity?

Francisco X. Alarcón: More than consolation, I’ve come to believe that poetry is a call for action, a cry for human solidarity, and ultimately, a way for humans to heal themselves and each other. Let me quote in full a recent poem of mine that could serve as answer to your question:

MANIFIESTO POÉTICO	POETIC MANIFESTO
cada poema	each poem
es un acto de fe	is an act of faith
en el poder	in the power
de la Palabra	of the Word
una flor cedida	a flower passed
de mano a mano	hand to hand
y enraizada	and rooted

en el corazón	in the heart
una oración/canto	a prayer/chant
iluminando la noche	ighting the night
una canción	a song amidst
entre tanto ruido	so much noise
un murmullo	a murmur
de ramas de árbol	of tree branches
al mero filo	at the very edge
del gran desierto	of the big desert
rompiendo las fronteras	breaking down
de la desesperanza	the borders of despair
plantando las semillas	sowing the seeds
de la renovada esperanza	of renewed hope
cada poema	each poem is
es un llamado a la acción	a call for action
es decir „sí”	is saying „yes”
al régimen del „no”	to the rule of „no”
un desafío	a defiance
al silencio social	to social silence
construyendo confianza	building trust
en respuesta al temor	in response to fear
un testimonio	a testimony
del alma humana	of the human soul
reconociendo	recognizing
que a pesar de todas	that in spite all
nuestras diferencias	our differences
y peculiaridades	and peculiarities
todos respiramos	we all breathe
amamos y soñamos	love and dream
celebramos y sufrimos	celebrate and suffer
bajo un mismo Sol	under the same one Sun
todos listos para crecer	all ready to grow wings
alas y traer el cambio	to bring about change

Rachid Filali: Latin American literature reached the peak of success and international fame, do you think that in these times there still could be some innovative figures like Jorge Luis Borges, Pablo Neruda and Gabriel García Márquez, for example, without forgetting that you are one of the top poets in America?

Francisco X. Alarcón: Octavio Paz, Mexican poet and Nobel prize winner, said that for the first time in history Latin Americans have become truly „contemporary” to all other human beings in the planet. We all are facing the same human dilemma. Literature is one way to respond to these modern challenges. I also believe that people, like Chicanos and Latinos in the U.S., who now live „within the belly of the Beast”, as Cuban poet/essayist José Martí wrote in the 19th century, would be able to come up with some very innovative literary responses that would enrich the lives of all.

Rachid Filali: There is an intense struggle between American, English and Spanish in America, what do you think of this conflict, linguistic, cultural and even ethnic, note that the translation remains an excellent cultural bridge?

Francisco X. Alarcón: There are more than fifty million Latinos living in the U.S. at this moment and the majority of them have some connection to the Spanish language to a large or small degree. There is a parallel Spanish language media, national TV and radio networks, daily newspapers and magazines that nobody can now ignore. Even Republican candidates have to run political ads in Spanish. For me, English and Spanish are my literary languages that I explore in a daily basis. I decided many years ago to write and publish in both languages and I have been able to do so. I have become part of a growing community of American writers who write and publish in more then one language.

There is, of course, friction and attempts to suppress this multicultural reality. My mother’s family came to the US in 1917 escaping the Mexican Revolution in 1910 and then came to California in 1919. My mother was born in Los Angeles, but 1933, during the Big Depression, her family returned to Mexico because it was very difficult to be „Mexican” in Los Angeles. Later, the family came back to California and my uncles joined the US military during the Second World War.

In April 2010 I created a Facebook page, „Poets Responding to SB 1070”, in response to an anti-immigrant and xenophobic law in Arizona. We have had more than 600.000 visitors to that page that have posted more than 1.500 poems. There are eight active poets/moderators from different parts of the country who help me in posting poems on this Facebook page that is visiting by more than 4.000 every week. This page has become an important open public forum for poetic and political expression dealing with SB 1070 and other copycat anti-immigrant state laws.

Rachid Filali: According to you, Mr. Alarcón, who is the greatest poet in Latin America now?

Francisco X. Alarcón: For me poetry escapes the usual temporal bounds. I consider Peruvian poet César Vallejo a paragon of the best humanistic poetic tradition. I read and am inspired by his work. Pablo Neruda and Federico García Lorca live with me, together with E. E. Cumming and Langston Hughes.

Rachid Filali: What is the opinion of poet Francisco X. Alarcón about contemporary Arabic poetry? Who is his favorite Arab poet?

Francisco X. Alarcón: I know that since the fifties, modern Arab poetry has had a radical transformation. I read Arab poetry in English translation and recommend the volume Modern Arabic Poetry: An Anthology (Columbia Univeristy Press 1987) edited by Salma Khadra Jayyusi that has a great introduction to modern Arab poetry. I have come to appreciate many Arab poets like Syrian Nizar Qabbani. Palestinian Mahmoud Darwish, and Syrian Ali Ahmad Said Asbar known as Adonis, with his illuminating An Introduction to Arab Poetics (2003).

I am now reading his volume Adonis: Selected Poems (2010) with English translations by Khaled Mattawa. I read the poem „The Funeral of New York” that Adonis wrote after visiting that city in 1971 and compare it to the book Poet in New York (1929-1930) by Spanish poet Federico García Lorca. Both poets give striking perspectives of this modern Babylon.

Rachid Filali: How does the poet Francisco X. Alarcón think about what is happening now in the Arab world?

Francisco X. Alarcón: A revolution is taking place in the Arab world at this moment. An unstoppable Arab Spring that stated in Tunisia, spread then to Egypt, led to a civil war in Libya resulting in the fall of its government, and civil uprisings in Bahrain, Syria and Yemen. I see a connection between these social movements and the current „occupy” movement that started as „Occupy Wall Street” and had spread to many cities, towns, and colleges in the US and other Western countries.

The social media has been essential in many of these movements that are being led not by single leaders or charismatic individuals but by collective guiding groups, which is new and very refreshing. My own university has been brought the world’s consciousness after the police pepper sprayed student who were engaged in peaceful protest and civil disobedience. I have written several poems in both English and Spanish in response to this event. I am including one of these poems that is written in three columns and that can read vertically, horizontally, diagonally, or any other way the reader decides to do:

THE POWER OF ONENESS
more than 5.000 students, faculty, staff
and community members gather at the Main Quad of UC Davis
in solidarity with the pepper spray students
November 21, 2011

we are one	suddenly	we are
in thousands	we feel	the grass blades
in this crowd	this power	the clouds
standing	bouncing	the leaves
like green	above over	wavering
grass blades	our heads	in trees
surrounded	sprouting	the power
by people	up from	of the 100%
and trees	our feet	OCCUPIES us—
breathing	no longer	one heart
the same	is each of us	one mind
cool air	just one	one soul—
warmed	no longer	we fell it
by the body heat	do we feel	in the air
of thousands	all alone	in the ground—
the same	we are now	the amazing
deep concern	all part of	power of
for each other	the Whole	oneness

Rachid Filali: What are some of the most important books read by the poet Francisco X. Alarcón so far?

Francisco X. Alarcón: I was and am inspired by some particular books I have read in my lifetime, like *Poemas humanos (Human Poems)* by César Vallejo; *A Hundred Poems of Love* by Pablo Neruda; *A Hundred Years of Solitude* by Gabriel García Márquez; the short novel *Pedro Páramo* and the collection of short stories, *Llano en llamas (Burning Plains)* by Mexican writer Juan Rulfo; *Grande Sertão de Veredas* by the Brazilian Guimarães Rosa; the novel/collection of short stories *...Y no se lo tragó la tierra / ...And the Earth Didn't Swallow Him* by Chicano writer Tomás Rivera; and of course, *Leaves of Grass* by Walt Whitman; and *Romancero gitano (Gypsy Ballads 1928)* by Federico García Lorca. I would add to this partial list many more other books that I keep revisiting.

Francisco Xavier Alarcón (21 February 1954 – 15 January 2016) was a Chicano and American poet and educator. He was one of the few Chicano poets to have „gained recognition while writing mostly in Spanish“ within the United States. His poems have been also translated into Gaelic and Swedish. He made many guest appearances at public schools so that he could help inspire and influence young people to write their own poetry, especially because he felt that children are „natural poets“.

Rachid Filali, born in Algeria in 1964, a journalist since 1985. Researcher in linguistics. Fluent in a number of languages: English, Arabic, French, German, Chinese, Japanese. He expressed his view about the universe and life in his first collection of poetry published in 2007. The second book will be published this year 2014. He has already published a couple of books about world literature. Besides, he is keen on writing for children. He scientifically published a book about bees. Currently, he is collaborating with a number of Arab and foreign magazines and works as corrector and revisor for the newspaper Elkhobar-Elriadi.

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS-Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V. Dr.-Sieglitz

Straße 49 in 55541 Bingen

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Philip J. Dingeldey (Social-Media), Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur)

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Franziska Schmetz, Marlene Schulz, Xu Pei

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch

Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift: Rheinland-Pfalz **eXperimenta**, Dr. Sieglitz Str. 49, 55411 Bingen

Auflage: 20.000

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an: redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131-**eXperimenta**-2016-055

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

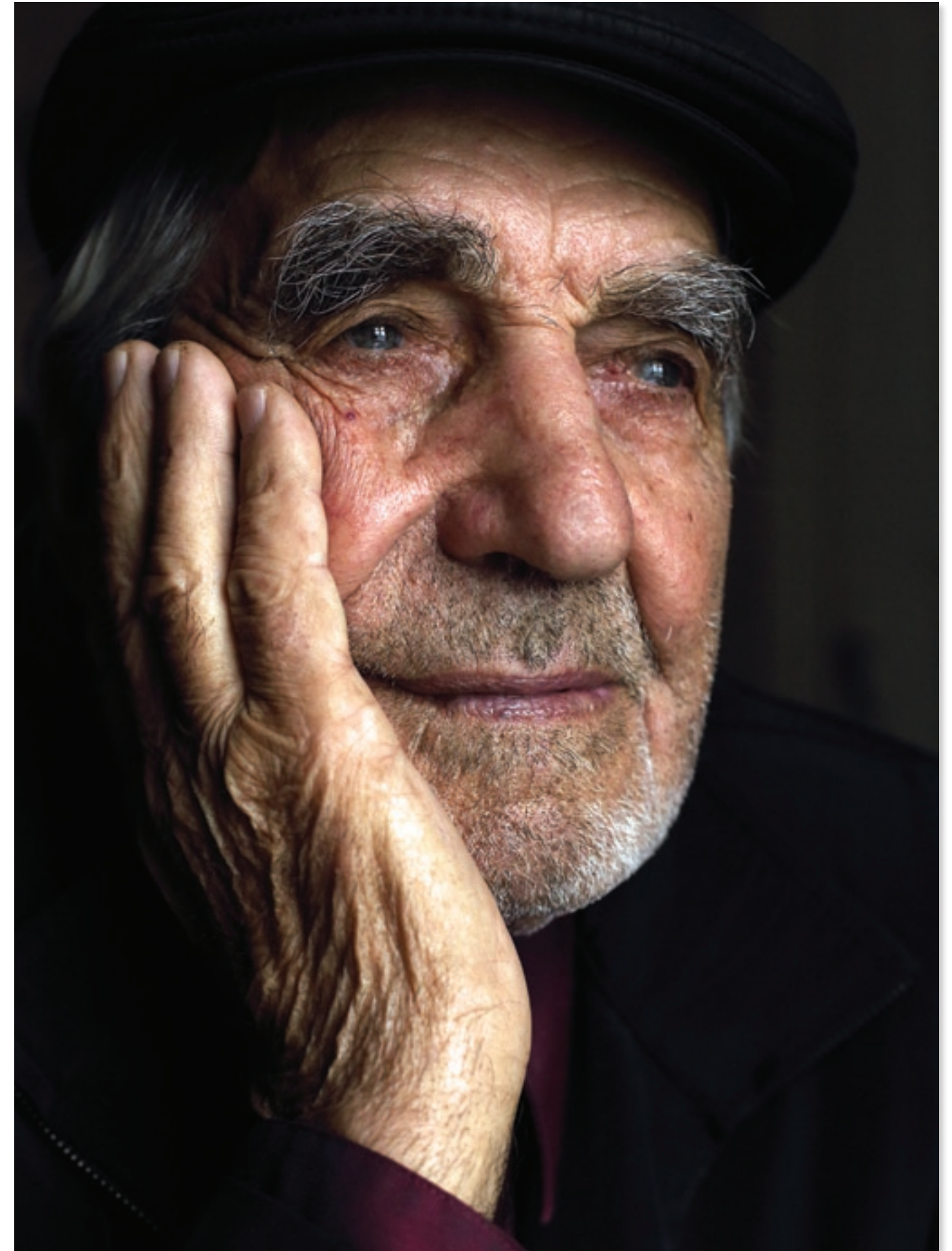
Fotografien und Illustrationen: Rüdiger Heins, Jürgen Janson, Oksana Kyzymchuk

Titelbild: Oksana Kyzymchuk

Die Printausgabe kann bei Print Service Listl per E-Mail bestellt werden: print-listl@gmx.de

Unkostenbeitrag 14,- € zzgl. Versandkosten.

Die Redaktion ist nicht am Umsatz beteiligt. Bei der Bestellung in der E-Mail bitte die Postanschrift mitteilen.



Oksana Kyzymchuk: 92-jähriger



Oksana Kyzymchuk: Mittagessen



Oksana Kyzymchuk: Hühnerhof

Der rote Stier

Rafaela Thoumassian

Schweißgebadet wachte Ana am nächsten Morgen auf. Sie hatte ihn noch niemals so intensiv geträumt, den Traum mit dem roten Stier. Sie war sehr aufgewühlt. Was sollte sie jetzt tun? Saro war sehr früh am Morgen, als es noch dunkel war, von Bauer Hovsep gerufen worden. Ana hatte im Halbschlaf etwas von Kühen und einem Virus gehört. Sie wusste nicht, wann Saro wieder heimkehren würde. Ob Hayrabet zu Hause war? Sie sehnte sich nach seiner Nähe.

„Ich muss dir unbedingt meinen Traum erzählen!“, rief sie ihm keine fünf Minuten später entgegen. Sie hatte sich noch nicht einmal angekleidet, sondern war im Morgenrock gleich zu ihm herübergelaufen. Der Alte füllte gerade das letzte Glas mit Aprikosen-Marmelade, die er soeben gekocht hatte.

„Dann erzähle mir deinen Traum, Ana!“

Ana wartete, bis Hayrabet sich zuerst an den Tisch gesetzt hatte, rückte ihren Stuhl zurecht und begann, aufgeregt zu erzählen.

„Ich bin an einem ebenen und verlassenem Ort. Der Boden ist staubig und trocken. In dieser leblosen Gegend steigt Hitze vom Boden auf. Die Sonne ist grell und blendet. Zwei Personen sprechen mit mir, während ich an ein Gatter gelehnt bin und ihnen zuhöre. Das Gatter besteht aus Holzbalken und ist mannshoch. Wir haben alle die gleiche dunkelblaue Kleidung an, als seien wir Arbeiter. Plötzlich holt einer der beiden eine große Schaufel hinter seinem Rücken hervor und klemmt mich damit am Gatter fest. Der andere ist ihm dabei behilflich, so dass ich mich unmöglich dagegen wehren kann. Ich kann mich keinen Zentimeter mehr bewegen und fühle mich wie gelähmt. Dann geht alles sehr schnell: Ich sehe, wie der eine ein großes Taschentuch hervorholt, damit herumwedelt und laut umherruft, so als wolle er jemanden auf sich aufmerksam machen. Schlagartig erinnere ich mich, dass in dieser Gegend der Rote Stier lebt. Er ist über fünf Meter groß und duldet niemanden neben sich. Er tötet ausnahmslos und kennt keine Gnade. Kaum habe ich diesen Gedanken zu Ende gedacht, da sehe ich auch schon den Stier am Horizont. Offensichtlich hat auch er uns gesehen, da er sich uns wutschnaubend nähert. Die beiden Männer rennen augenblicklich davon und bringen sich in Sicherheit. Ich spüre bereits, wie der Boden unter meinen Füßen zu beben beginnt. Ich rufe um Hilfe, aber da ist niemand, der mich hört. Der Tod nähert sich mir in Form einer gigantischen Flamme und ich bin ihr ausgeliefert. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich meinem unausweichlichen Schicksal zu stellen.“

Genau in dem Moment, als der Stier mich erreicht, scheint es, als würden meine Augen meinen Körper verlassen. Ich sehe von nun an alles von oben und beobachte, wie Teile des Zaunes, an dem ich bis eben noch gefesselt war, in alle Richtungen geschleudert werden und der Stier meinen leblosen Körper mit sich reißt. Dann denke ich: Ich habe überhaupt keinen Schmerz gespürt. Ist der Stier vielleicht durch mich hindurchgegangen?“

Hayrabet hatte Ana aufmerksam zugehört und sie nicht unterbrochen. Er sah, wie sehr dieser Traum sie aufwühlte und ließ etwas Zeit verstreichen, bis sie sich beruhigt hatte. Er wartete, bis Ana etwas sagen würde.

„Ich muss wissen, was dieser Traum bedeutet! Es ist nicht das erste Mal, dass ich ihn geträumt habe – wenn auch nicht so detailliert. Kannst du mir sagen, was er bedeutet, Dede?“ „Beschreibe mir, was deine stärksten Gefühle während des Traumes waren?“

Ana schärfte die Augen.

„Das Schlimmste war, dass die beiden Männer mir das antaten. Ich meine, sie waren wie ich, wir hatten dieselbe blaue Kleidung, wir waren Arbeiter. Ich verstand nicht, warum sie so gemein zu mir waren. Sie wussten, dass der Stier mich töten würde.“ Hayrabet's Augen blickten unergründlich. „Beschreibe den Stier, Ana.“ Ana schüttelte sich, ehe sie antwortete. „Er bereitet mir immer noch eine Gänsehaut. Er war groß und schwer und ließ nichts in seinem Umkreis am Leben. Er fühlte sich so erhaben, dass er glaubte, nicht existieren zu können, wenn jemand anderes neben ihm war. Ich weiß noch nicht einmal, ob er böse war – er war einfach in seinem Irrglauben gefangen. Er dachte nicht nach, sondern glich eher einer Maschine. Doch er wirkte sehr bedrohlich auf mich! Seine Größe, sein Gewicht, seine Kraft. Er war ganz rot, als würde er brennen.“ Ana hing ihren Gedanken nach, als sie mit einem Mal die Augen aufriss und sehr erregt sprach.

„Dede, wer oder was ist dieser Stier? Er macht mir Angst! Hat er mich getötet?“

„Spürtest du Schmerzen?“ „Nein, es war, als würde er durch mich hindurchgehen. Und ich sah, wie er meinen Körper davontrug.“ Hayrabet lächelte kaum merklich, als faszinierte ihn etwas.

„Deine Seele fuhr aus deinem Körper – das war es, als du sagtest, deine Augen fuhren aus deinem Körper.“ Hayrabet lachte laut auf. „Warum lachst du, Dede?“

„Du durftest in deinem Traum erleben, was viele Menschen erst mit ihrem Tod erfahren.“ „Und was soll das sein?“, fragte Ana irritiert.

„Dass deine Seele unsterblich ist!“

Ana ging nicht auf Hayrabet's Worte ein. „Sag doch, Dede! Wer oder was ist dieser Stier?“ „Beschreibe ihn“, sagte Hayrabet trocken und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Das habe ich doch bereits.“ „Was ist das Wichtigste, das Auffälligste an seiner Erscheinung?“ „Seine Hörner. Oder ist es das Rot?“, schoss es aus Ana heraus. „Konzentriere dich auf diese zwei Merkmale.“

Ana gehorchte und schloss die Augen. Sie sah die Hörner, dann sah sie das Rot. Die rote Farbe ... die Hörner. Sie spielte in ihrer Vorstellung mit beidem. Rote Hörner, weiße Farbe. Das Rot verbreitete sich wie Blut, dann sah sie weiße Hörner, kleine Hörner, große Hörner, die Hörner drehten sich, nach rechts, nach links um 45 Grad, um 90 Grad.

Ana riss die Augen auf und erstarrte. Dann wandte sie den Blick ruckartig zu Hayrabet. „Was hast du gesehen?“

„Die türkische Fahne!“

Rafaela Thoumassian wird 1975 als Tochter armenischer Christen in Deutschland geboren. Die armenische Kultur wird ihr vor allem von den Eltern und im armenischen Kulturverein vermittelt. Sie wächst dreisprachig auf (armenisch, deutsch, türkisch) und ist von Kindesbeinen an mit allen drei Kulturen vertraut. Nach ihrem Magister in Philosophie, arbeitet sie im Medienbereich und der Erwachsenenbildung. Mehr Infos zur Autorin auf ihrer Homepage www.armenischetaube.de



100 Jahre nach dem Völkermord an den Armeniern:

Rafaela Thoumassian beschreibt eindringlich das Seelenleben einer jungen Deutsch-Armenierin, die als Enkelin noch immer die Schwere des Völkermords spürt und nach einem Weg sucht, ihren Frieden damit zu finden. Anstatt den Blick auf die Täterseite zu richten, wagt sie eine spannende Reise zu den Tiefen und Schatten des eigenen Bewusstseins.

Ein Reisebericht. Ein Märchen. Die Suche nach sich selbst.

„Hier ist Erinnern mit neuen, klaren Wassern gewaschen – ein frischer, warmer Strom aus der Tiefe des Menschlichen öffnet Wege aus Erstarrung und finsterner Selbstverständlichkeit“. (Ulrich Klan)

www.armenischetaube.de

Werwolf oder Taube, Verlag BoD Norderstedt, Taschenbuch 272 Seiten, ISBN: 9783738640625, Euro 13,90. Auch als Ebook erhältlich.

Die Blondine in Rosa

Philip J. Dingeldey

Da stand ich plötzlich mit meinem Auto auf einer breiten schmutzigen Straße und sah gegenüber in einem düsteren Hof durch den rötlichen Torbogen einen Pizzaverkäufer in seiner Bude an die Wand gelehnt. An den Mauerrändern konnte man allerlei Risse erkennen, Sperrmüll und zerbrochene Vasen standen daneben, mit vielerlei abgestorbenen Sachen.

Und dieses Bild trug das quälend Eintönige an sich, das alle jene Eindrücke kennzeichnet, die tagtäglich und so oft wie Internetwerbung die Schwelle unserer Wahrnehmung überschreiten, und rief in mir weder Neugierde noch Überraschung hervor.

Vielmehr fühlte ich mich wie der Mann, der dort Pizza und Döner verkaufte, an die Betrunkenen, die aus dem Nachtclub kamen, der sich auch im Hof befand, dessen Eingang sich aber meiner Sicht entzog. Die entfremdeten und eintönigen Handlungen des Budenmanns waren wohl ein Äquivalent zu meiner Arbeit als Taxifahrer. Vielleicht war er genauso erschöpft und müde wie ich, vielleicht war er ebenso ausgelaugt und unzufrieden. Seine Bude jedenfalls sah genauso heruntergekommen aus wie der alte Mercedes, den ich seit einem Jahrzehnt für ein heruntergekommenes Taxiunternehmen fuhr. Selbst mein Navigationsgerät funktionierte nicht mehr, und ich war, wie der Imbissmann, auf mich und die Anweisungen meiner nicht mehr nüchternen Kunden angewiesen.

Da kam eine Gruppe aus dem Club, schwer beladen mit Musikinstrumenten, und ignorierte den Pizzamann. Sie waren wohl die Band, die heute Nacht dort gespielt hatte. Die meisten davon sahen aus wie eine typische Rockband mit lokaler Berühmtheit eben so aussieht: schwarze Kleidung, wahlweise aus Leder und mit Nieten bestickt, am besten noch einen Schal umgeworfen, um intellektuell zu wirken, entweder lange zottelige Haare oder, sofern sie schwarz waren, zu einer komplizierten Welle geföhnt. Nur eine Frau, die einzige Frau in der Gruppe, stach aus

dem stereotypen Bild hervor, jedoch so extrem, dass sie vielleicht auch schon wieder zu einem Klischee degeneriert war: Sie war eine kleine, zierliche Frau mit langen hellblonden Haaren, die zu einem strengen Zopf nach hinten gebunden waren, einem rosafarbenen Spitzenkleid und rosafarbenen hochhackigen Schuhen, dazu trug sie weiße Strümpfe mit Strapsen. Die war also eine Rockerin? Sie trug keine Tasche bei sich, vielleicht war sie eine Sängerin, die keine E-Gitarre spielte.

Die Gruppe unterhielt sich und einige bogen sich vor Lachen. Insgesamt waren sie wohl so lächerliche Figuren, dass sie selbst übereinander lachen mussten. Nach ein paar Minuten hörte ich, wie sie sich verabschiedeten, das Tor passierten und ihre Autos, die nahe am Eingang standen, beluden. Nur die instrumentenlose Frau kam direkt auf mich zu. Ich ließ mein Fenster hinunter.

„Sind Sie noch frei?“, fragte sie.

Sie hatte eine für ihre zierliche püppchenhafte Gestalt eigenartig tiefe und rauchige Stimme.

Ich bejahte, ohne jede Begeisterung. Da ging die Frau um meinen Wagen herum und nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Sie sah mich an und lächelte mysteriös. Das machte mich nervös. Hübsche Frauen lächelten mich sonst nie an.

„Wohin?“, fragte ich.

„Irgendwohin!“, antwortete sie genauso einsilbig.

„Aber Sie müssen doch ein Ziel haben. Wo wohnen Sie?“

„Achja, das ist unser Zeitgeist, hm, wir Menschen müssen immer ein Ziel haben?! So entdeckt man doch nie etwas Neues, wenn man immer irgendwelchen Zielen folgt. Sie sind nicht meine Mutter, fahren Sie doch einfach mal los, die Straße entlang, dann wird mir schon einfallen, was wir noch machen!“

Wir? Sie schien nicht betrunken, war aber wohl auch nüchtern speziell.

Wie auch immer, ich startete den Motor, der das nicht ohne Protest hinnahm, und fuhr erstmal geradeaus. Ein paar Minuten ging das so, die Landstraße war sehr lang und wir bewegten uns Richtung Norden in die Stadtteile, in die man nur zum Schlafen ging. Es wurde immer eintöniger,

die Gehsteige wurden immer leerer, alle Häuser waren bereits verdunkelt. Im Grunde war es mir recht, denn die Taxiuhr lief und lief weiter. Nur mochte ich so tote Gegenden nicht, ich fand sie gruselig. Brave Spießbürgergegenden wirkten bei Nacht angsteinflößender und abgründiger als eine Partymeile voll mit aggressiven Säufnern.

Nach einer Weile schien es ihr zu dumm zu werden, denn sie sagte: „Okay, es reicht, lassen Sie doch einfach mal mich ans Steuer!“

„Ich darf Sie doch nicht mein Taxi fahren lassen“, erwiderte ich.

„Auch nicht, wenn ich Ihnen verspreche, nichts kaputt zu machen? Ich zeige Ihnen auch meinen Führerschein.“

„Auch dann nicht. Hören Sie, sagen Sie mir einfach, wo Sie hinwollen.“

„Und wenn ich Ihnen noch fünfzig Euro oben-drauf gebe?“, setzte sie abermals an.

Naja, das Geld könnte ich eigentlich gut gebrauchen, viel verdiente man bei dieser Schinderei ja nicht gerade. So ein Taschengeld täte mir gut. Irgendwoher muss ich es ja nehmen, Alkohol und Tabak zu bezahlen, und ab und an eine billige Nutte im Bahnhofsviertel.

„Also gut, aber nur eine kurze Strecke, und die Taxiuhr läuft zusätzlich“, sagte ich und fuhr rechts ran, um aussteigen zu können.

„Oh, Sie brauchen nicht auszusteigen, ich steige einfach über Sie und Sie rücken nach rechts.“

Die Puppe war verrückt. Bevor ich es mir anders überlegen konnte, saß sie aber schon mit ihrem kleinen, festen Po rückwärts auf mir drauf. Damit sie nicht merkte, dass es mich erregte, wenn ein so junges heißes Ding auf mir saß, glitt ich schnell unter ihr hindurch auf den Beifahrersitz. Dort angelangt, besah ich sie das erste Mal aus der Nähe: Die Frau war maximal Mitte zwanzig. Sie war zwar sehr dünn, aber hatte ziemlich große Brüste. Wahrscheinlich durch eine Schönheitsoperation. Auch ihre Lippen waren voll und rot geschminkt, die Augen waren groß, grün und funkelten mich grinsend an. Hatte sie etwas gemerkt?

Grob startete die Frau den Motor und fuhr abrupt los. Sie gab nicht viel auf Geschwindigkeits-

begrenzungen und auch nicht darauf, dass das alte Auto nicht begeistert von ihrer Fahrweise war.

„Ah, das tut gut!“, sagte sie gurrend, während sie noch weiter beschleunigte und mit einhundert Stundenkilometern durch die Ortschaft fuhr.

Ihre seltsame Stimme, die im krassen Gegensatz zu ihrem Äußeren stand, fand ich jedoch mit der Zeit ziemlich erotisch. Wie das wohl klang, wenn sie auf der Bühne sang?

Wir bogen mal hier, mal dort ab, fuhren durch kleine Nebengassen, ohne dass ersichtlich geworden wäre, dass irgendwo ihr Ankunftsziel sei. Mit der Zeit schien sie immer unzufriedener zu sein und setzte einen schmallenden Gesichtsausdruck auf.

Plötzlich bewegte sich etwas auf der Straße: Ein Hund spitzte, nicht weit von uns entfernt, zwischen den Autos hervor und betrat vorsichtig die Straße. Da beschleunigte sie noch mehr. Bevor das Tier reagieren und ausweichen konnte, prallte sein Körper auf die Kühlerhaube. Die Frau bremste ab, und der Hund flog ein paar Meter weit und krachte auf die Straße vor uns.

„Geil“, hauchte sie schon und fasste sich an die linke Brust.

„Sind Sie irre? Können Sie nicht aufpassen? Sie können doch nicht einfach einen Hund überfahren! Außerdem sind jetzt Dellen im Wagen“, empörte ich mich.

Die Blutspritzer würde ich wohl wieder vom Auto wegbekommen. Aber vor uns lag ein blutender Hund auf der Straße. Er zuckte noch, aber war nicht mehr fähig, aufzustehen oder laut zu bellen. Er winselte nur noch. Sie hatte ihm wohl das Rückgrat gebrochen.

„Schnell, wir müssen irgendwo klingeln und die Besitzer alarmieren! Aber fuck, wenn rauskommt, dass mit meinem Auto ein Tier überfahren wurde, bin ich geliefert.“

„Egal“, stöhnte sie, ergriff wieder das Steuer und fuhr geradeaus, direkt über den Hund.

Ich hörte ein Knacken, als der Reifen den Kopf zerquetschte und traute mich nicht mehr, den Kadaver anzusehen. In etwas moderaterem Tempo fuhr sie nun wieder auf die Hauptstraße, auf

eine Anhöhe. Am leeren, dunklen und heruntergekommenen S-Bahnhof, etwas entfernt vom eigentlichen Stadtteil, hielt sie auf einem Parkplatz.

„Sie steigen jetzt aus, und lassen mich wieder ans Steuer. Verschwinden Sie einfach. Los!“, schrie ich.

„Hat dich das nicht auch so erregt?“, sagte sie und sah mich dabei verführerisch an, „das war doch unglaublich geil, oder? Also ich muss mich jetzt erst mal abreagieren.“

„Sie haben sich genug ab...“, setzte ich an, aber da war ihre zarte Hand, mit den schlanken, langen eleganten Fingern schon in meinen Schritt gewandert.

Mein Penis war vor Schreck wieder schlaffer geworden, aber wuchs schnell wieder.

„Oh, also dein Schwanz will mich aber noch nicht loswerden“, sagt sie, beugte sich nach vorne, öffnete den Reißverschluss meiner verwaschenen alten Jeans und packte das halbsteife Glied aus.

Erst streichelte die Frau ihn noch sanft, dann leckte sie mal langsamer, mal schneller an ihm herum, bis sie ihn mit ihren Lippen und ihrem Mund ganz bedeckte. Während sie an ihm lutschte, wuchs er, und ich wurde unglaublich heiß auf sie.

Okay, nachdenken!, forderte ich mich auf: *Du hast hier eine Verrückte an Bord, die mit deinem Taxi ein Tier getötet hat und jetzt geil ist. Du solltest sie so schnell wie möglich loswerden.*

Andererseits war sie jung und ziemlich heiß. Wann bekam ich, ja, ich, als abgehalfterter, leicht übergewichtiger mittelalter Mann, mit Bierbauch und Halbglatze schon mal die Chance, es von so einem heißen Gerät besorgt zu bekommen, und dafür auch noch bezahlt zu werden. Ich griff mir eine Handvoll von dem festen Fleisch von ihrem süßen Hintern.

„Ich glaube, er ist so weit“, sagte sie rauchig und zog sich in einer unglaublich eleganten Bewegung den Slip von den langen schlanken Beinen; auch er war rosa.

Breitbeinig setzte sie sich auf mich. Ihre Vagina war tatsächlich triefend feucht. Bevor ich noch

einmal einen Gedanken daran verlieren konnte, wie irre die Braut auf mir eigentlich war, oder über die Verhütung nachdenken konnte, glitt mein Schwanz in ihre feuchte Muschi. Es fühlte sich unglaublich gut an.

Ich packte ihren Po und küsste ihre vollen Brüste. Das letzte Mal, als ich Sex im Auto hatte, war ich um die zwanzig Jahre alt gewesen. Damals war es ein eher ernüchterndes Erlebnis, da es eng und unbequem im Wagen gewesen war. Doch die Sexbombe, die auf mir saß, ritt mich voller Inbrunst und Ektase. Obwohl sie mich, einen unattraktiven und weitaus älteren Kerl, fickte, stöhnte sie laut auf, ja, schrie sogar vor Begeisterung.

Immer wieder zuckte ihre Vagina, während er in ihr steckte, und das machte uns beide wild. Sie biss mir in den Hals, ich knetete ihre Brüste, sie kratzte mir Striemen in den Rücken, ich versohlte ihr den Hintern. Sie fühlte sich so geil an, und sie war so ein heißes Gerät, wenn sie so auf mir saß und meinem Penis wirklich alles gab. Das war zu viel für ihn. Als er (eigentlich viel zu früh) ejakulierte, ließ sie ihn aus ihrer Vagina flutschen und besorgte es ihm mit Hand, bis alles Sperma aus ihm herausgeschossen kam und sich auf ihrer anmutigen Hand verteilt hatte.

„Oh, wir waren ein gutes Team“, sagte sie, kam damit der typisch männlichen Frage, wie ich denn so war beim Akt, zuvor und rutschte wieder auf den Fahrersitz.

Sie fuhr sich durch die Haare, wir beide schnauften durch.

„Ja, das war richtig gut“, hauchte sie noch.

Dann startete sie den Motor, dieses Mal sanfter und fuhr mit fünfzig Stundenkilometern zur Hochhaussiedlung. Dort stieg sie aus, gab mir hundertfünfzig Euro, verabschiedete sich und ging einfach von dannen.

Perplex sah ich ihrem wackelnden Hintern und ihrem beschwingten Gang auf den hohen Schuhen nach.

Vollkommen übermüdet wachte ich tags darauf in meiner kleinen Wohnung auf. Ich aß ein kleines Frühstück und trank dazu eine Flasche Bier. Mit dieser Person sollte ich mich am besten nicht mehr befassen. Der Taxiunternehmer ist nicht

besonders ambitioniert und hat deswegen auch nicht den schrottreifen Mercedes überprüft. Bis dahin lief es doch ganz gut.

Dennoch hielt ich die Frau für eine Irre, die sich an der Ermordung von Tieren aufgeilte. Wie pervers! Andererseits: Sie war so heiß, und sie hatte mir gestern Nacht mit dieser Aktion eine Erfrischung vom eintönigen Alltag geliefert, eine Erfrischung, die ich dringend brauchte.

Ohne zu wissen, ob sie wieder da sein würde, fuhr ich also in der Nacht wieder zu dem Nachtclub, wo sie mich gestern aufgegabelt hatte. Es war kalt und regnete. Es war immer noch Wochenende, also könnte es sein, dass sie dort wieder einen Auftritt hatte.

„Ist das Taxi noch frei?“, raunzte ein Besoffener durch das Fenster.

„Nein, ist reserviert.“

RülpSEND zog er von dannen, ein paar Meter entfernt übergab er das Innere seines Magens auf den Bordstein. Dann ging er vergnügt weiter, als ob nichts geschehen sei. So macht das der gepflegte Alkoholiker.

Tatsächlich, was für ein unwahrscheinliches Glück, hatte die Rockerband mit der rosa Sängerin diese Nacht wieder einen Auftritt im Club gehabt. Wieder dasselbe lächerliche Verabschiedungsritual der Klischeefiguren. Von Weitem sah ich aber bereits, dass die Blondine mich mit ihrem Blick fixierte. Wieder luden die anderen Bandmitglieder ihre Sachen in die Kofferräume, und die Frau näherte sich meinem Taxi.

„Auch wieder hier, soso“, begrüßte sie mich.

Ich grummelte etwas Unverständliches.

„Los, rutsch zur Seite, ich hab eine kleine Tour jetzt bitter nötig.“

Jegliche Moral hatte ich schon zugunsten der Faszination, die von diesem Wesen ausging, in die hinterste Schublade meines Hirns gepackt und von wilden Sexphantasien umstellen lassen.

Sie stieg ein, startete wieder rabiāt den Motor und fuhr mit quietschenden Reifen an. Die Blondine in Rosa gluckste vor Freude. Wieder fuhren wir eine zeitlang die Hauptstraße entlang in den eigentlich langweiligen Norden der Stadt, wieder

kurvte sie durch enge Seitenstraßen mit hoher Geschwindigkeit, sodass ich mich gut festhalten musste. Nur die Straße, in der sie gestern den Hund überfahren hatte, mied sie.

Niemand war zu sehen.

„Komm schon, ich brauche irgendetwas, auf das ich zielen kann“, sagte sie ungeduldig.

„Tja, vielleicht sollten Sie sich in therapeutische Behandlung geben.“

„Ach, halt's Maul. Gestern hat es dich doch auch geil gemacht, oder warum hast du mich wieder abgeholt?“

Ich schwieg.

„Du schweigst?“

Ich schwieg.

Da ließ sie mich in Ruhe und konzentrierte sich wieder auf das Fahren. Langsam dämmerte mir: *Der niedlichen Puppe bist du nicht gewachsen!* Was für eine groteske Situation, noch grotesker als der Gegensatz zwischen ihrem Äußeren und ihrer tiefen Sängerinnenstimme.

Endlich fanden wir eine Katze, die die Straße überqueren wollte, aber das Tier war zu flink und entkam dem Angriff des brummenden und keuchenden Wagens.

„Fuck!“, zischte die FahrerIn, „scheiß Katzenkrüppel!“

„Vielleicht findest du heute nicht, was du suchst.“

„Dann findest du aber auch nicht, was du von mir suchst, alter Mann.“

Nur der Kick, Tiere totzufahren, erregte diese Sadistin sexuell. Mit mir hatte das wohl kaum etwas zu tun.

Wir fuhren geschlagene zwei Stunden, bis sie endlich eine weitere Katze fand, ein junges Tier, das die Geschwindigkeit des Autos offenbar noch nicht richtig einschätzen konnte und das vom rechten Vorderreifen zerteilt wurde.

Diesmal fuhr sie nicht erst zum Bahnhof, sondern gleich zu der Hochhaussiedlung, in der sie sich gestern selbst abgesetzt hatte. Wieder war sie unglaublich geil. Wir parkten vor einem der Häuser, stiegen aus, und diesmal wollte sie,

dass ich sie auf der Rückbank durchnahm, im Doggystyle. Sie beugte sich vornüber, zog ihr Kleid hoch, entblößte ihren weißen Hintern und ließ sich von mir ficken. Ihr Hintern war so süß, und es machte mich unglaublich scharf, wenn meine Hoden an ihre Muschi klatschten.

Immer, wenn ich keuchte vor Anstrengung, sagte sie nur: „Härter! Ich will es härter!“

Ich versuchte das Tempo zu halten, und sie wurde immer lauter, wilder, animalischer, und der Wagen wackelte immer obszöner. Bestimmt würden uns Leute sehen, doch ihr war das egal, meinem Schwanz offensichtlich auch. So eine Chance bekam ich nicht so oft, also machte ich weiter.

Als ich diesmal einen Orgasmus hatte, drehte sie sich um, lutschte mein geschwollenes und zuckendes Glied, und das gesamte heiße Sperma spritzte in ihren Mund. Genüsslich ließ sie die Flüssigkeit über ihre vollen Lippen und ihr schmales Kinn laufen und auf das rosafarbene Kleid tropfen. Ich keuchte, die Blondine seufzte zufrieden. Wir setzten uns nebeneinander auf den Rücksitz, sie zog ihr Höschen wieder an, ich schloss meinen Reißverschluss.

„Heute Morgen habe ich ein Lied geschrieben. Willst du es hören?“, fragte sie unvermittelt. Ihr Gesicht war immer noch mit meinem Sperma verziert. Verwirrt blickte ich sie an, dann nickte ich aber kurz. Ihr tiefer Gesang war faszinierend, aber gleichzeitig unmelodisch.

„Durchzechte Nacht fahre
Bei Sonnenaufgang zurück
Sehe vom Zug aus im Tal
Der Bauarbeiten Karnickel
Springen Singen Kindermachen
Die Augen
Glubschig glitschig glibberig
Sie essen das Orangelb
Neben den Gleisen glatt und grau
Liegt ein Hund hier –
Sein Hirn dort
Destruenten zersetzen die beißen
Fressen nagen schaben laben
Ich weine Blut aus den Innenseiten
Meines Armes
– Endstation! Alles aussteigen!“

Krass! Eigentlich war das eher eine ziemlich seltsame unmelodische Lyrik, die zeigte, was für eigentümliche Phantasien sie hatte, statt eines normalen Liedes. Aber gut, dass sie eine Psychopathin war, war mir inzwischen klar.

„Was willst du mir damit sagen?“, fragte ich schließlich.

„Nichts, wer weiß? Vielleicht, dass du gerne Pussy isst, wenn ich was totfahre.“

Ich schwieg wieder, wusste nichts mit der Situation anzufangen.

„Hier wohne ich“, setzte sie abermals an, und deutete auf das Hochhaus. „Mein ganzes Leben lang wohne ich schon in dieser grauenhaften Siedlung. Sicherlich glaubst du, ich sei verrückt und krank. Andererseits, vielleicht ist der Sex mit Irren wohl berauscher und befreiender. Vielleicht haben wir da beide Glück miteinander.“

Ich brummte nur und merkte, dass sie einfach und unorganisiert losplauderte, um sich selbst zu beruhigen oder etwas von der Seele zu reden, sofern eine Seele bei ihr vorhanden war. Ich ließ sie reden. Frauen zu unterbrechen, hatte ohnehin keinen Sinn, wollte man heil aus der Sache wieder herauskommen.

„Diese Siedlung steht seit über vierzig Jahren und ist ein richtiges Ghetto, hier wohnen viele arme Menschen, viele können auch kein Deutsch, noch viel mehr sind kriminell. Der Stadtteil wirkt zwar an sich ruhig, aber in dieser Siedlung würde man freiwillig niemals wohnen. Zwanzig Stockwerke große Hochhäuser versperren den Blick auf einen tristen Himmel. Mächtige Bunker mit ramponierten Fahrstühlen, in denen mehrmals pro Jahr eine Frau vergewaltigt wird, mit düsteren Treppenaufgängen, mit vollgesprühten Garagentoren und mit kryptischen Parolen an den Wänden. Die Briefkästen sind aufgebrochen oder ausgebrannt, die Türen zum Dach eingetreten.

Dieser Stadtteil am Hügel ist so Scheiße, man muss nur hier wohnen und man wird automatisch krank. Wirklich interessant wird es nur, wenn die Bullen kommen oder ein Selbstmörder vom Dach springt. Bizarre deutsche Wohnkultur. Im Zentrum liegt eine Trinkhalle, oasengleich neben einer Bushaltestelle. Treffpunkt von Erwachsenen, die sich wieder und wieder darüber klar werden, dass

sie alle im selben Boot sitzen – einem Boot, das sinkt. Frauen mit Lockenwicklern, die, nachlässig in verschwitzte Haushaltskittel gekleidet, nach der Neuen Revue schnappen. Männer mit dicken Bäuchen, Hefebusen und ausgebeulten Trainingshosen. Dahinter Traföhäuschen und Überlandleitungen, Balkone, die sich bis zum Himmel stapeln, Fahrradreste und geparkte Autos, manche ohne Reifen.“

Wieder wusste ich nicht so recht, was ich auf diese krassen Worte antworten sollte, also ließ ich es.

Die Frau in Rosa lächelte zynisch, dann sagte sie: „Nächstes Wochenende bin ich im Nachtclub Oase, das ist ein Laden in der Südstadt. Wenn du willst, kannst du mich da Freitagnacht abholen.“

Ich nickte nur, und die Blondine ging wieder beschwingt und mit wackelnden Hintern in das Hochhaus. Das Sperma im Gesicht hatte sie immer noch nicht entfernt. Wenn man es hier so lange aushalten wollte, wie sie, musste man vielleicht verrückt werden, um nicht zusammenzubrechen. Vielleicht war es gut, dass ihr Verstand nicht herkömmlich funktionierte, sondern dass er im Wahn eine Alternative gefunden hatte, die ihr ein Fortbestehen sicherten. Wie dem auch sei, ich fuhr ab, in der Sicherheit, wieder eine eintönige Woche vor mir zu haben, das heißt, bis Freitag.

Bis zum Wochenende war alles eigentlich wieder so verlaufen wie immer, mit zwei kleinen Unterschieden: Zum einen rauchte und trank ich mehr, zum anderen zog sich die Woche noch mehr in die Länge, in Erwartung auf den Freitag, wenn ich die Psychopathin wieder sehen würde. Sie war meine Verführerin, mein Mephistopheles.

Am Freitagabend fuhr ich zum Nachtclub Oase in der Südstadt und wartete dort. Vor dem Club, der von der Größe wohl eher eine Discothek war, befand sich ein großer Platz, es war nicht so beengt, wie der andere Vorplatz des Nachtclubs im Norden. Auch das Publikum hier wirkte hipper, jünger und gepflegter, aber natürlich gab es auch hier eine Bude, an der Pommes und Currywurst verkauft wurde doch auch diese war gepflegter und schien einem Hochglanzmagazin zu entspringen.

Gegen halb drei Uhr morgens – ich hatte tatsächlich zwei Stunden hier gewartet und mehrere

potenzielle Kunden forsch abgelehnt – kam die Frau in Rosa endlich aus der Oase. Diesmal war sie allein, es war keine Band zu sehen, aber sie sah genauso aus wie vergangene Woche.

Wortlos rückte ich zur Seite und ergab mich meinem Schicksal. Sie setzte sich ans Steuer und fuhr los, so wie sie es schon die anderen beiden Male getan hatte. Nur wirkte sie heute etwas nervöser.

„Wie geht’s?“, fragte ich.

„Es war ein furchtbarer Tag. So ein langweiliger Schuppen! Ich glaub, ich brauche heute was Härteres.“

Härteres? Ich traute mich gar nicht erst nachzufragen.

„Diese blöden Wichser in dem Laden. Alles Gesocks!“, rief sie, und fuhr um den Block. Sie überbeanspruchte den Wagen wieder und fuhr etwa einhundert Stundenkilometer, als sie den Block umrundet hatte. Ihre Finger verkrampften sich und gruben sich ins Steuer; sie fuhr wild drauf los.

Vor uns torkelten wieder ein paar Betrunkene aus der Oase. Die Fahrerin hielt stur drauf; ihr Gesichtsausdruck war irgendwas zwischen wutverzerrt und erwartungsvoll, ich vermochte ihren wirren Blick nicht zu deuten.

Die Blondine trat mächtig auf das Gas, der Auspuff krachte, und eine junge Frau prallte auf die Motorhaube, wurde durch die Luft geschleudert und fiel hinter uns auf die Straße. Ihr Gesicht war blutüberströmt, sie regte sich nicht mehr. Die Menschen um uns herum hatten panisch die Münder geöffnet, die Gesichter zu dämonischen Fratzen verzerrt. Zwei Männer liefen zum Körper der Frau und beugten sich hinunter, um ihre Vitalfunktionen zu überprüfen. Doch mehr konnte ich nicht mehr sehen, da war die Blondine mit dem Taxi schon um die Ecke gebogen. Mein Herz schlug so laut, ich konnte meinen Puls in der Kehle schmecken.

„Oh Gott, Sie haben gerade eine Frau überfahren!“, schrie ich.

Doch die Fahrerin ignorierte mich und fuhr mit rasender Geschwindigkeit einfach davon, Richtung Norden.

„W-w-wie können Sie nur? Ha-ha-halten Sie an!“, stammelte ich, doch immer noch schwieg sie.

Entweder irgendetwas war vorgefallen in dem Club oder nach einer Woche Pause reichte es ihr nicht mehr, Hunde und Katzen totzufahren, jetzt musste ein Mensch dran glauben. Ich wagte nicht zu fragen, woran es lag. Sie hatte mutwillig jemanden getötet oder es zumindest versucht, sie war vielleicht eine psychopathische Mörderin. Und was noch viel schlimmer war: Sie hatte es mit dem Wagen des Taxiunternehmens getan, dem Wagen, den ich fahre, alle würden glauben, ich hätte das Taxi gefahren. Sofern ich nicht ins Gefängnis kam, so war ich meinen Job doch sicher los – und all das wegen ein paar heißer sexueller Eskapaden und kleinen Ausbrüchen aus dem Räderwerk des Arbeitslebens.

Sie fuhr Richtung Norden, doch bevor wir das Ghetto erreichen konnten, in dem sie lebte, versagte der Motor. Das, was sie ihm die vergangene Woche angetan hatte, war zu viel für das alte Auto, zumal sie keine Expertin für Gangschaltungen zu sein schien. Der Auspuff krachte und aus der nun komplett zerbeulten Motorhaube rauchte es hervor.

„Auch gut“, schnaufte sie und stieg aus.

Ich folgte ihr.

„Hey, sind Sie irre? Erst ermorden Sie eine unschuldige Frau und jetzt ruinieren Sie auch noch meinen Wagen!“

„Unschuldig ist ein gewagtes Wort für reiche Schnösel aus dieser Stadt“, keifte die Blondine mit kratziger Stimme zurück.

Worauf wollte sie hinaus? Was lief bei ihr eigentlich nicht mehr rund? Einerlei, ich nahm mein Handy aus der Hosentasche und tippte die Telefonnummer des Notrufs. Die Frau in Rosa musste das bemerkt haben, denn mit einem aggressiven Tritt schlug sie es mir aus der Hand. Dann stieg sie mir mit den hohen Pfennigabsätzen ihrer Stöckelschuhe auf den Fuß. Ich schrie auf.

„Du kannst die Bullen nicht rufen, du steckst da genauso drinnen, wie ich. Ich sag einfach, du bist gefahren. Ich bin doch nur die unschuldige, kleine Blondine in Rosa, die nett singt, aber keiner Fliege was zuleide tun kann, du bist der abgehalfterte Taxifahrer, der besoffen und frustriert ist. Wem

von uns wird man wohl glauben? Also lass den Scheiß. Und selbst wenn sie dir glauben. Du bist neben mir gesessen, und du hast die ganze Zeit still gehalten. Du hast unsere Ausflüge ebenso genossen.“

Hatte ich?

„Aber jetzt sind Sie zu weit gegangen!“, stelle ich resolut fest, „Sie können doch keinen Menschen umbringen.“

„Du hast eben gesehen, dass ich das kann. Die Menschen in dieser Stadt sind grässlich. Sie laufen in einem Einheitslook herum, funktionieren wie Maschinen, und diese lebenden Toten wollen am Wochenende die Sau rauslassen. Sie kümmern sich dabei einen Scheißdreck um andere. Die Reichen im Süden der Stadt werden immer reicher und dekadenter, während Leute vor ihrer Tür auf der Straße leben, und währenddessen feiern sie ihren maßlosen Reichtum, den sie nur haben, weil andere zu wenig haben. Die gentrifizierten Ghattobewohner im Norden dagegen sind so abgefickt und heruntergekommen, dass sie sich gegenseitig auffressen, die Hälfte davon ist in irgendeiner Weise kriminell, um nicht zu kurz zu kommen, und die gelangweilten und langweiligen Spießbürger der Mittelschicht in den Wohnvierteln schauen zu, und du redest von unschuldigen Menschen, denen man nichts tun kann.“

Ich vermochte ihr kaum zu folgen.

„Sie sind ein Psycho!“, sagte ich schließlich hysterisch.

„Auslegungssache. Vielleicht bin ich nur die natürliche Reaktion auf diese Welt, auf diese enge volle Stadt, auf dieses langweilige, schinderische Leben, auf das Leben, in dem alles Rosige immer nur das Übel bedecken soll. Sei du nur froh, dass ich keinen Zugang zu Massenvernichtungswaffen habe, sonst hätte ich diese verkommene *Metro-pole* schon lange zerstört.“

Was sollte man darauf noch erwidern? Sie stakste voran in einen Park und ließ sich dort vor einem Teich, hinter einem Busch nieder, wo uns wohl niemand sehen konnte. Dort legte sie sich hin und spreizte die Beine.

„So, jetzt lass uns ficken!“

Meinte sie das ernst? Doch da zog sie mich schon an meinem Shirt zu sich nach unten, stieß mir ihre schnapsgetränkte Zunge in den Hals und spielte mit ihren Fingern an meinem Schwanz herum.

Diesmal trieben wir es im feuchten kühlen Gras, und zwar so wild und heftig, dass ich Schmerzen bekam. Erst lag ich über ihr und ging wie eine Dampfwalze über ihren zierlichen Körper, ihre vollen festen Brüste wackelten dabei, dann drehte ich sie rum und fickte sie in den Arsch. Er war eng und riss ein wenig auf, doch sie stöhnte nur voller Ekstase.

Schließlich kam ich in ihren Anus, sie pupste das ganze Ejakulat wieder aus und ließ es an ihrem Podex und ihren Beinen herablaufen. Sie zog ihren Slip an, abermals ohne sich abzuwischen. Tabus waren ihr wohl genauso fremd, wie Anstand und Reinlichkeit.

„Tja, sieht so aus, als ob wir beide jetzt heimlaufen müssen“, sagte sie, „tja, dann bis morgen“.

Sie wartete meine Antwort gar nicht erst ab, sondern stolzierte völlig entspannt davon.

Bei Sonnenaufgang kam ich in meiner Bruchbude an. Ein anderes Taxi wollte ich mir nicht bestellen, ich hätte mich höchst unwohl dabei gefühlt, zur Konkurrenz zu gehen, und um diese Uhrzeit fuhren keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr zu mir nach Haus. Das Taxi hatte ich abgesperrt und am Park stehen lassen. Ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung, was ich meinen Chef über den Verbleib und den Zustand des Autos sagen sollte.

Doch dazu kam ich gar nicht mehr. Ich hatte mich noch nicht lange hingelegt, da läutete die Polizei an meiner Tür und zerrte mich eher unsanft aus der Wohnung. Die Frau, die in der Nacht von der Blondine überfahren worden war, war tot. Von nun an ging es bergab.

Natürlich hatten sich ein paar der Zeugen vor der Oase das Autokennzeichen des Taxis gemerkt und die Polizei alarmiert. Die hatte das Kennzeichen und den Taxibetrieb ausgemacht, und der hatte meinen Namen weitergegeben.

Natürlich erzählte ich den Bullen von der Blondine in Rosa, doch sie nahmen mich nicht wirklich ernst. Später bestätigten zwar Zeugen, dass eine solche Frau zu mir ins Auto gestiegen war, doch niemand wusste ihren Namen. Eine Band hatte in der Oase jedenfalls an jenem Abend nicht gespielt. Dann sagte ich den Bullen den Namen des anderen Clubs, wo sie aufgetreten sei, doch dabei stellte sich heraus, dass sie überhaupt kein Bandmitglied war, sondern diese nur kannte. Einer davon hatte zwar

Kultur passiert hier!

Schauspiel

Lesungen

Gitarrenkonzerte

Klezmer

Experimentelle Musik

Chansons & Texte

Performance

TanzTheater

Freie Szene Saar

theater **im Viertel**

Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de

mal mit ihr Backstage eine Nummer geschoben, aber der Name, den sie ihm verraten hatte – mir hatte sie ja gar keinen genannt –, hatte sich als falsch entpuppt.

Auch als ich den Bullen während der Vernehmung die Adresse mitteilte, wo ich und die Blondine in Rosa immer ausgestiegen waren, war dies ein Falschinformation. Dort fand man keine Person, auf die die Beschreibungen gepasst hätten, abgesehen davon, dass die Bullen ohnehin nur glaubten, sie sei vielleicht meine Stammkundin gewesen, aber keinesfalls die Täterin. Ich würde wohl wegen Totschlags verurteilt werden. Sex mit so heißen Frauen würde es für mich im Knast wohl nicht geben. Das war es nicht wert.

Jetzt saß ich also in der Untersuchungshaft, in der neurenovierten Justizvollzugsanstalt im Norden der Stadt. Ihr Angebot an sportlichen, pädagogischen und gärtnerischen Aktivitäten galt als vorbildlich. Überall wurde ich beobachtet, ob ich selbst noch im Gefängnis, wie ein Rädchen im System funktionierte, um mich zu rehabilitieren, selbst wenn ich hier verrecken würde. Bis zum Prozess hatte ich im Knast genug Zeit, um über die Frau in Rosa zu sinnieren.

Philip J. Dingeldey, geboren 1990, studiert Politische Theorie in Frankfurt a. M. und Darmstadt. Er ist Mitglied der Redaktion, betreut die Social-Media-Auftritte der eXperimenta auf Facebook und Twitter und schreibt für verschiedene Medien, so auch für Die ZEIT, die FAZ, die FR, taz, Hohe Luft, diesseits, Lichtwolf etc. Zahlreiche Buchveröffentlichungen. Zuletzt ist von ihm erschienen: „Wir konnten selber nicht freundlich sein. Essays zur politischen Literatur von Bertolt Brecht“ sowie „Die Vergessensmaschine und andere Erzählungen“ (beide Edition Bärenklau, 2015).

Wer war sie? Wohnte sie wirklich in diesem Hochhaus? Ich habe sie zweimal dort hineingehen sehen. Wer hatte ihr aufgemacht, wenn sie nicht dort lebte? Wie wird man so eine Psychopathin? Und wie konnte ich nur so dumm sein, mich auf sie einzulassen? Die Antwort war schnell gefunden: Sie war attraktiv, so heiß und hemmungslos, sie hat mir ein Gefühl der Lebendigkeit gegeben.

Vielleicht hatte ich sie mir aber auch nur zum Teil eingebildet. Vielleicht hatte ich eine so heiße Blondine im rosa Kleidchen mal als Kundin. Vielleicht bin ich dann durchgedreht, habe alles auf das geile Gerät projiziert. Vielleicht bin ich verrückt geworden. Doch der Psychologe im Gefängnis hat mir geistige Gesundheit, wenn auch einen langsamen Verstand attestiert.

Dann war wohl doch sie die Böse in dem Stück, sie hatte mich schließlich verführt, mich gedrängt, sie fahren zu lassen, die Tiere und die Frau umbringen zu lassen. Dieses Miststück! Ich konnte doch nichts für den Mord! Ich bin doch nur ein armer Taxifahrer! Bin ich nicht ebenso ein Opfer der Blondine in Rosa wie die totgefahrte Frau? Ich bin doch unschuldig?! Oder?

Liebe Abonnentinnen und Abonnenten,

ab 2016 werden Sie die Erinnerung zum Aufruf der **eXperimenta** nicht mehr regelmäßig erhalten, da der Aufwand des Versendens an mehr als 20.000 Mail-Adressen den Rahmen unserer technischen und zeitlichen Möglichkeiten sprengt.

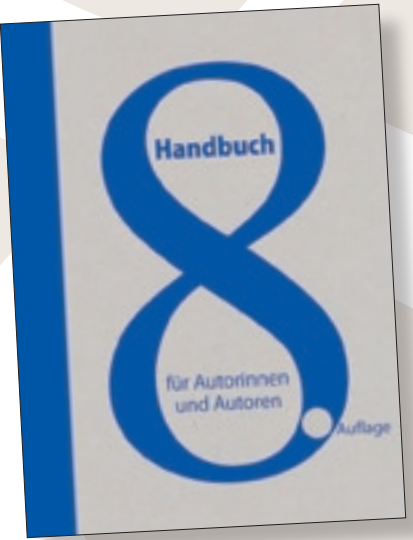
In der Regel ist die aktuelle Ausgabe zum Ersten eines Monats online.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre **eXperimenta** Redaktion



**Handbuch
für Autorinnen und Autoren**
DIE Investition in Ihre Zukunft!
Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



8. komplett überarbeitete Auflage 2015
704 Seiten, 54,90 EUR
www.handbuch-fuer-autoren.de
• uschtrin •

Kreativität ist oft
eine Mischung
aus Talent, Interesse
und Erfahrung ...

... und bedarf nicht
unbedingt vieler Köche.



Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de



**INKAS
INstitut
für KreAtives
Schreiben**

Bad Kreuznach, Tel:
06721 / 9 21 06 0

**Aktuelle Seminare auf unserer Website:
www.inkas-institut.de**

Caio Fernando Abreu
Sérgio Sant'Anna
Márcio Souza
Schwarze Poesie | Poesia Negra
Das Mädchen, das mit dem Teufel
Lambada tanzte

EDITION diá
www.editiondia.de

rowohlt



Oksana Kyzymchuk: Bäckerin



Oksana Kyzymchuk: Oksana am Tisch



Oksana Kyzymchuk: Nastja

Die Klassikerin

Annette von Droste-Hülshoff

Frühling

Der Frühling ist die schönste Zeit!
Was kann wohl schöner sein?
Da grünt und blüht es weit und breit
Im goldnen Sonnenschein.

Am Berghang schmilzt der letzte
Schnee,
Das Bächlein rauscht zu Tal,
Es grünt die Saat, es blinkt der See
Im Frühlingssonnenstrahl.

Die Lerchen singen überall,
Die Amsel schlägt im Wald!
Nun kommt die liebe Nachtigall
Und auch der Kuckuck bald.

Nun jauchzet alles weit und breit,
Da stimmen froh wir ein:
Der Frühling ist die schönste Zeit!
Was kann wohl schöner sein?



Annette von Droste-Hülshoff (1797 – 1848), eigentlich Anna Elisabeth Freiin von Droste zu Hülshoff, deutsche Dichterin.

Lyrik

Johanna Klara Kuppe

aus der ferne blau

aus der ferne blau
der planet ich
war nie fern

von fern kein
blick auf das
blut die abgründe
auf dornenwälle

fern singt sirius
hier wuchert
wildwuchs im hirn

der streifen horizont

der streifen horizont
über den wolken
widersetzt sich dem scherben
stern (von menschen berührt)

worte
an die erde gepresst
fragen nicht
sind da
grün

Die Dinge und der Tod

Und doch ist nichts gewiß:

die schwarzen steine im
schnee leblose blätter im
wurzelsarg noch
glüht stein
gras und taubenschwinge mein

atem wächst
aus geheimer gegenwart
zwischen rost und
farbe

tau und tag eine
begegnung mit der
eule in ihren
abgrundtiefen augen:
anderer raum

*** *Titel*

Und doch ist nichts gewiß

gras und taubenschwinge

*tau und tag = Marie Luise Kaschnitz, „Die Dinge und der Tod“
(Gesammelte Werke)*

sprünge der zeit

sprünge der zeit

wachsblumenzart treiben sie

ihren spott

faltungen der haut

augenblenden

wachsblumenblüten still

zwischen wachsenden hügeln

sanduhrzeit lauert rieselt

vergangenes ins vergessen

wachsblumenzeitlos

Johanna Klara Kuppe, geboren in Wuppertal, Erzieherin und Musikalienhändlerin, lebt jetzt in Waiblingen, schreibt (wieder) seit siebzehn Jahren. Mit ihren Texten möchte sie Türen zu Klangräumen öffnen und Lyrik lebendig und sinnlich erfahrbar machen. Ein ihr wichtiges Anliegen ist auch der Blick auf die Welt. Seit 2005 liest sie aus ihrem Werk, gestaltet literarische Themenprogramme für Lesungen. 2011 gründete sie die Gruppe „HandvollReim“, mit der sie - sei es in Zusammenarbeit mit Musikern und Kalligraphie oder mit Christian Andreas Kuppe (Fotos) - Literaturprojekte durchführt. Sie gewann bei den Monatsgedichten August/September 2011 sowie April/Mai 2014 von Unternehmen Lyrik (www.unternehmen-lyrik.de). Veröffentlichungen im Glarean-Online-Magazin, verschiedenen Lyrik-/ Literatur-Zeitschriften (z.B. Kaskaden, Silbende_Kunst, aktuell, eXperimenta) und Anthologien. 2015 das Reihenbändchen „zeit spannen“ (silbende_kunst, jenny feuerstein, koeln) <http://ingio.culturebase.org/joh.kuppe@arcor.de>

stadt an der wupper 2

fahlrot geschminkt das gesicht

überm stockfleckenkleid

die rauhen hände gegerbt

von der arbeit im fluß

saugt der mond bitterwasser

in hinterhöfen rosten rosen

vom kirchturm der wetterhahn hängt

gefangen zwischen hügeln

träumst du von kleinen fluchten

weitem wolkenufer und

sternen gewoben für dich

Zu viel

Gero Johannes Gregor Junge

Gero Johannes Gregor Junge, geboren 1986, wuchs in Wiesbaden, Kassel und Lübeck auf. Nach seinem Abitur im Jahr 2006 leistete er Zivildienst in einer Notaufnahme, absolvierte eine Ausbildung zum examinierten Gesundheits- und Krankenpfleger und studierte in Frankfurt a. M., Berlin und Frankfurt /O. Er lebt mit seiner Frau in Berlin.

Manchmal kriege ich zu viel. Jetzt zum Beispiel. Ich sollte lernen, um am Ende des Semesters die Prüfungen zu bestehen, aber ich gammle nur vor mich hin und kriege Depressionen wegen meines schlechten Gewissens. Wenn der verdammte Tag dann ins Land geht, kann ich mich gerade so dazu durchringen, etwas zu schreiben und am Ende, oder nein, eigentlich schon beim Schreiben, fällt mir auf, was für eine Scheiße das ist. Wenn das also mal einer liest und denkt: „Was für ein Scheiß“, dann hat er recht. Aber genau genommen, ist er dann auch ein Trottel. Ich meine, dass er ein Trottel ist, weil er ganz andere Motive dafür hat, dies hier scheiße zu finden. Natürlich, das mag schon eine große Scheiße sein, aber es ist immer noch besser, als der ganze andere Scheiß, den es sonst so zu lesen gibt und wenn das jetzt einer liest und scheiße findet, dann doch deshalb, weil er es mit irgendeinem anderen Scheiß vergleicht, den er mal gelesen hat und das andere besser findet.

Das war jetzt nicht ganz deutlich, deshalb noch mal: Manchmal kriege ich einfach zu viel. Wovon ist gar nicht so wichtig, weil das eh jeder kennt und wenn nicht, dann halt nicht. Ich sitze so da, werde nervös, fang an zu rauchen, zu trinken und was weiß ich, bis ich merke, dass es davon eigentlich nur noch schlimmer wird. Dann denke ich: „Jetzt isses soweit, jetzt packe ich Papier, Stifte und ein paar Unterhosen zusammen und haue einfach ab!“ Oder ich denke, dass ich gleich rauf auf das Dach gehe und runter springe, aber bleiben wir bei der Sache mit dem Schreiben. Das geht mir also durch den Kopf und am Ende haue ich doch nicht ab, weil ein Dach überm Kopf mit einem Hund im Körbchen und einer schönen Frau im Bett doch gar nicht mal so schlecht ist und schreiben kann man ja schließlich überall. Dann fang ich an zu schreiben und frage mich, was mache ich eigentlich mit dem ganzen Kram? Wäre ja geil, wenn ich davon leben könnte, also suche ich nach Möglichkeiten, und meine Frau zeigt mir eine Seite im Internet, da kann man Texte hinschicken und es stellen sich auch ein paar Autoren vor. Die schaue ich mir an und kriege das große Kotzen, weil das alles irgendwelche Studenten sind. Germanisten, Kommunikationswissenschaftler und dieser ganze Scheiß, den sich Leute ausgedacht haben, um auf Nummer sicher zu gehen. Nach dem Motto *ich will ja schreiben, aber das bringt nichts ein, und die Leute gucken auch immer so komisch, wenn ich das sage, deshalb mach ich aus meinen Gefühlen und den Gefühlen anderer doch einfach eine Wissenschaft* und dann können alle sagen: „Sieh an, der Mensch ist studiert, hier hast du nen Job!“ FUCK YOU! Und ich kriege einen Hass auf den Haufen mitsamt seinen Kotztexten, und plötzlich fällt mir ein, dass ich mal nach Paris wollte, um nichts anderes zu tun als zu schreiben, aber statt dessen sitze ich in Ostdeutschland und studiere und gebe genau den gleichen spießigen Ängsten nach, schiebe Mama und Papa die Schuld in die Schuhe und mache mir Sorgen darüber, wie ich die nächste Rechnung bezahlen soll und dass ein Dokortitel ja auch sein Gutes hätte.

Dann werde ich noch verrückter und schreibe eben diesen Scheiß hier und hasse ihn, weil ich genau so ein feiges Arschloch bin wie die feigen Arschlöcher, die mich so verrückt machen. ABER der Typ, von dem ich eben geredet habe, der den Text hier auch scheiße findet, findet ihn nur deshalb scheiße, weil er nicht so ist, wie die Texte von diesen Kackspießern, die er kennt, die so gottverdammnt belanglos sind, dass man die Bücher, in denen sie stehen, verkleistert, um Garderobenhaken damit zu zieren oder Hocker daraus zu machen oder sie einfach in den Papiermüll wirft.

Verstehen Sie? Nein? Ist auch ganz egal, weil irgendwie alles immer nur eine riesengroße Scheiße ist! Aber immerhin geht es mir jetzt besser!



Oksana Kyzymchuk: Auf dem Dachboden

Eine Nacht mit Götz Grundpils, Teil II

Hendrik Zinkant

Grundpils war fort, und ich nahm meinen Weg ins Hotel, wo man feierte. Hier war ich frei vom Zauber der Nacht, der mich vorhin gestreift hatte. Vom Zauber der Nacht – und von der Einsamkeit, ihrer schieren, unsäglichen Einsamkeit. Dann wollte ich zu meinen Eltern hinüber, aber beide waren in Gespräche vertieft. Also tauchte ich ab in die Menge. Abtauchen: Plötzlich fiel mir der Tauchgutschein ein, den mir meine Familie geschenkt hatte. Das war am Weihnachtstag vor zwei Jahren gewesen, und noch immer hatte ich ihn nicht eingelöst, war nicht abgetaucht, nicht in die Fluten gesprungen. Und dann rätselte ich, wo ich den Schein überhaupt hingelegt hatte. War er verloren, womöglich zwischen das Altpapier gelangt? Und war er noch gültig, selbst wenn er noch da war? Noch da, irgendwo, im Chaos der Wohnung, wo ich nun seit zwei Jahren hauste und wo nichts am Platz war? Hoffentlich war der Herd aus, die Kerzen ebenso und die Haustür geschlossen. Ich konnte nicht nachschauen, die Wohnung lag hundert Kilometer weit weg. Ich ärgerte mich. Und ich hatte Angst. Diese Mischung aus Ärger und Angst konnte ich körperlich spüren. Sie griff mir förmlich in den Bauch, hinterließ ein ungesundes Gefühl dabei, unschön und irgendwie giftig. Ich bahnte mir einen Weg an die Theke, stieß jedoch plötzlich an etwas Hartes. Ich taumelte, schwankte und fiel. Eine Frau, die ich fast mit mir umgerissen hätte, schimpfte nur: „Das muss doch jetzt wohl nicht sein!“

„Entschur...ldung“, war alles, was aus mir herauskam, und dafür schämte ich mich.

Aber da war noch etwas: Es war hart, ich war drüber gestolpert, und es bewegte sich – einer von diesen Knilchen, und er schien jetzt in der Tür zur Hotelküche zu verschwinden. Im Türrahmen drehte er sich noch einmal um, sah mich an, triumphierend, und mit seinem Blick durchlief mich die Sorge um Tauchkurs und Haustür, um Wohnung und Kerzen, um Alter und Leben. Der Zwerg hielt eine Spritze in seiner Hand. Er sah mich an, so als lenke er das, was

mich hier jetzt erfüllte, obwohl ich doch anderes tun sollte, anderes denken, fühlen und glauben, so dämmerte es mir hier auf dem Boden, wo ich mich noch immer befand. Ich raffte mich auf, hielt mich labil auf den Beinen, und zwischen der Küche und mir kreuzten Menschen, liefen Tablettträger hin und her. Ich hätte ihm folgen sollen, ihn töten, den albernen Knilch, aber jetzt ging das nicht mehr. Jedenfalls nicht, ohne eine Schlacht zu beginnen, den Schuppen ins Chaos zu stürzen. Es war zu spät.

Also ging ich zur Theke, ich weiß nicht, zum wievielten Mal, und bestellte das Übliche. Hier wurde es langsam unwirklich: Ich war auf der Goldhochzeit meiner Eltern, befand mich in einem Hotel. Vater und Mutter waren heut’ fünfzig Jahre verheiratet. Hatte ich überhaupt gratuliert? Ich wollte mit ihnen reden, aber erreichte sie nicht, wie in einem Hindernistraum. Hier waren Menschen zu Gast, die ich größtenteils früher gesehen hatte, in jüngeren Jahren. Die meisten der Menschen im Thekenbereich waren aber nicht wegen der Goldhochzeit hier. Sie spuckten Töne und zechten. Um das Hotel herum lag die Stadt meiner Kindheit. In meinem Glas stand eine Krone wie aus dem Bilderbuch. Blasen stiegen auf. Der Raum war von Stimmen erfüllt, aber alles schien nicht ganz real, kam mir vor wie ein Traum, eine Vorstellung, wie ein Film, dem man nur halb folgt. Es war unwirklich.

Und wieder erklang Musik: „We were talking about the space between us all.“

Ich fragte schon gar nicht mehr nach.

Plötzlich die Stimme in meinem Kopf: ‚Wenn dies alles ein Traum ist, dann benimm dich auch wie im Traum! Du kannst es wagen. Du hast alle Freiheit! Freiheit, verstehst du?‘

„Nein, er versteht nicht! Er versteht gar nichts“, höhnte eine Gegenstimme, und ich brauchte mich nicht einmal umzudrehen. Ich wusste, woher sie kam.

„Leckt mich am Arsch! Leckt mich kreuzweise am Arsch, ihr elenden Knilche!“ Damit sprang ich auf, dass der Hocker hinter mir hinfiel. „Ihr elenden Knilche! Ihr elenden.“

Von den Knilchen war keiner zu sehen, kein Giftzwerg ließ sich hier fassen. Nur zwei ältere Herren rückten ab, und das Mädchen am Zapfhahn schaute entgeistert herüber.

„Nicht normal“ war herauszuhören, aber keiner machte den Versuch, mich zu halten, zu bremsen, hinauszubefördern. Gerade wollte ich zur Hoteltür; ich weiß nicht, warum. Wenn Vergangenheit aufersteht und der Wald in die Stadt eindringt, muss man wohl ins Freie und atmen, um zu sich zu kommen.

Fast war ich schon durch die Tür, da drehte ich mich noch einmal um, einer Eingebung folgend, und schaute zurück auf die Theke und dann in den Saal. Was ich dort sah, erstaunte mich fast noch mehr als die Zwerge: Auf der halbdunklen Tanzfläche stand Grundpils, der Fremde, mit Nicola abseits und schob sie versonnen übers Parkett. Keine Musik spielte. Keine Lampe brannte, denn Tanz war nicht vorgesehen, und man sah sie nur schattenhaft. Das schwache Licht reichte jedoch, um zu merken, dass Grundpils sie festhielt und küsste. Seine linke Hand drückte sie an sich, die rechte lag auf ihrem Arsch. Sie ließ es geschehen und küsste zurück. Doch sie wurden entdeckt. Aggressiv wie ein Bulle schoss Sudkamp heran, riss Nicola weg, stieß mit dem Arm nach Götz Grundpils: „Was ist das denn hier?“

Leute kamen hinzu, stellten sich zwischen sie, trennten Grundpils von Sudkamp und Nicola. Man versuchte zu schlichten und hielt den laut brüllenden Sudkamp zurück. Dann zog Grundpils ab, ging an mir vorüber und dann durch die Tür. Dort drehte er sich um und sah zu mir herüber, völlig ruhig, so als wollte er mir etwas mitteilen. Er ging hinaus in die Nacht, wohin es auch mich zog. Doch Sudkamp sprang ihm nach, war mit einem Satz durch die Tür. Auf dem Marktplatz konnte er ihn jedoch wohl nicht mehr finden. Brüllen erhob sich: „Grundpils! Grundpils!“

Sudkamps Freunde versuchten, ihn reinzuholen, aber er ließ sich nichts sagen.

„Grundpils!“

Ohne Unterlass röhnte und schrie er den Namen, den ihm wohl irgendwer mitgeteilt hatte. Jetzt erschien auch mein Vater im Eingangsbereich, wollte Sudkamp beschwichtigen und zum Hereinkommen bringen – ohne Erfolg.

„Grundpils!“, war alles, was seiner Kehle entfuhr, erst voller Hass, dann verzweifelt, fast weinend. In der Nachbarschaft gingen die Lichter an, jemand drohte und rief etwas. Aber durch Sudkamps gellendes Grundpils-Gebrüll war nicht viel zu verstehen. Allmählich gingen die Leute zurück in die Wirtschaft, auch Sudkamps Freunde, und ließen ihn auf dem Marktplatz zurück. Ich ließ mir ein weiteres Bier kommen, trank und versuchte, meine Erlebnisse in eine sinnvolle Ordnung zu bringen. Leider konnte ich mich nicht konzentrieren, denn von draußen schallte es herein, drang durch die Fenster, die Mauern, durch Mark und Bein: „Gruuuuundpils! Grundpils!“

Was mich wunderte, war das Verhalten der Leute: Scheinbar hatten sie eingesehen, dass man Sudkamp nicht helfen konnte, und so ließ man ihn brüllen. Meine Eltern wurden durch Gastgeberpflichten beansprucht und waren auch nicht mehr die Jüngsten. Selbst Sudkamps Freunde kümmerten sich nicht mehr um ihn. Sie standen am Tresen und klönten, ließen ihn brüllen und hatten ihn aufgegeben. Niemand half ihm. Auch ich fühlte mich nicht dazu berufen. So sympathisch war er mir auch wieder nicht. Dennoch zog mich etwas nach draußen. Zwar wollte ich Bier trinken, warten, bis Ruhe einkehrte, aber ich wusste: Hier war kein Bleiben für mich. Auch das Mädchen war fort, und ich wollte nicht wissen, wo sie jetzt war. Das stellte ich mit Befriedigung fest. Womöglich war sie mit Grundpils abgezogen, in sein Hotelzimmer, durch den Hintereingang, zu ihr nach Hause oder in ein Gebüsch. Es war mir egal. Musik erfüllte den Raum: „I’m so full of love, I could burst apart and start to cry!“

Irgendwann hielt ich es nicht mehr im Innenraum aus und lief auf den Marktplatz. Kein Mensch war hier draußen zu sehen, und zu hören war nichts außer Sudkamps Gebrüll. Er war jetzt nicht mehr auf dem Marktplatz, sondern lief durch die Straßen. Sein Geschrei gellte immer noch über Mauern und Dächer, wurde von Wänden

zurückgeworfen. Sudkamp lief, heulte und schrie, ganz alleine, von Menschen war sonst keine Spur und auch Polizei nicht vor Ort. Mir schien, dass ich Sudkamp nicht helfen konnte. Auch war ich selbst ein Getriebener, was mich aber trieb, war ein Rätsel. Die Straßenlaternen leuchteten seltsam und schwach, wie Kerzenschein wirkte ihr Licht. Es fiel auf Wände und Mauern, auf Steine und Balken und Mörtel, teils neu, teils jahrhundertealt. Dies griff ineinander in diesem seltsamen Lebensraum Stadt, der um diese Zeit nur den Ratten und Katzen gehörte. Wer nicht feierte, schlief, selbst die Tauben waren fort. Nur ein paar Mal vernahm ich Geräusche und drehte mich um, sah einen der elenden Knilche verschwinden, an deren Anblick ich mich fast schon gewöhnt hatte. Sonst war es einsam.

Einzig der Wind strich in Böen durch Gassen und trug Sudkamps verzweifelte Schreie mit sich: „Grundpils! Wo bist du? Nimm se ins Bett! Nimm se doch zu dir! Du kannst sie haben! Gruuundpils, wo bist du?“

Je weiter ich mich von dem schreienden Sudkamp entfernte, je größere Kreise ich zog, desto leiser wurden die Rufe. Sie vereinigten sich mit dem Wind, wurden Hintergrund und schienen bald zu der Stadt zu gehören, zu ihren wehenden Bäumen, zur Luft: ein stets klingendes Lied der Verzweiflung, das hinter den Dingen wohnt und das nahezu immer erklingt, wenn Menschen zusammenkommen, auch bei der goldenen Hochzeit. So lief ich durch Gefilde der Vergangenheit, nur begleitet vom Wind und den stetigen Klagegesängen.

„... und du fragst dich, ob du je so jung gewesen bist wie der.“

Dieser Vers kam mir in den Sinn, und mühevoll dachte ich nach, woher ich ihn kannte, aber ich kam nicht darauf und wiederholte die Zeile nur inwendig, wieder und wieder. Ein Stein fiel mir dann in den Magen und schmerzte. Von unten stieg dieser Schmerz auf, in den Hals, würgte mich, wurde zum Frosch und zum Kloß, um endlich hervorzubrechen: „Grundpils! Wo bist du? Gruuundpils!“

Ich weiß nicht, wie lange ich an den Teichen stand und geschrien habe: „Grundpils! Grundpils!“

Ich weiß nicht, wie lange ich ziellos umherlief und irrte.

Sudkamp und seine Schreie waren nicht mehr zu hören, nur meine eigenen: „Grundpils!“

Durchdringend gellten sie durch die Nacht, jäh, in die Länge gezogen, erst tief und dann schrill, überdehnt, über eine Minute ein einziges „Gruuuundpils“, so kam es mir vor. Ich lag auf dem Boden, auf einem Feldweg, mit dem Gesicht zur Erde, nicht weit von den Teichen. Hinter oder in meinem Kopf sagte etwas: „Erde müsste man einatmen können, dann wäre es besser, aber das geht nicht.“ Und dann sehr bestimmt: „Dreh dich nicht um! Du kannst mich nicht sehen.“

Ich weiß nicht, wie lange ich liegen blieb.

Als ich den Kopf wieder hob, näherte sich eine Gestalt. Die Gestalt kam von weitem, aber ich wusste, wer es war. Grundpils trug einen schwarzen Stoffmantel, ähnlich dem alten Mantel von meinem Vater, den ich als Junge von zwanzig getragen hatte. Wie ein Umhang schlug er im Wind hin und her, als ich langsam aufstand.

„Warum hast du das getan?“, war das erste, was ich Grundpils fragte.

„Warum habe ich was getan?“

„Warum bist du gekommen?“

„Zu dir bin ich gekommen. Ich bin gekommen, weil du mich sehen wolltest.“

„Weil ich dich sehen wollte?“

„Du hast mich sozusagen gerufen.“

„Und warum hast du den Sudkamp ins Unglück gestürzt?“

„Das sieht nur so aus. Ich habe sein Glück nicht vermindert.“

„Warum hast du Nicola befummelt, deine Zunge in ihrem Hals? Warum hast du Chaos verbreitet?“

„Auch das war für dich. Du solltest sehen, dass ich es kann.“

„Ich sollte sehen, dass du es kannst? Was nützen mir solche Einsichten?“

„Darauf musst du dir selbst einen Reim machen.“

Also versuchte ich, mir einen Reim auf all das hier zu machen, aber ich fand es nicht einfach:

Grundpils, jener gespenstische Gast des Hotels, der im Gefolge von Zwergen erschien und jetzt hier mit mir sprach. Das Ganze war unwirklich, geisterhaft und durchfuhr mich mit Schrecken.

„Ist das hier etwa der Tod?“, fragte ich und bekam keine Antwort. „Bin ich tot? Ist dies hier der Tod?“, wiederholte ich mich.

„Nein, dies ist das Leben“, gab Grundpils zurück, „lass uns ein Stück nach Westen gehen, denn da wird es nicht so schnell Morgen. Wir kennen dort einen Hügel.“

Ich wusste genau, welchen Hügel er meinte. Wir schlugen den Weg dorthin ein, gingen schweigend durch Felder und Waldstücke.

„Was fühlst du in diesen Gefilden?“, fragte mich Grundpils.

Ich überlegte und sagte dann: „Sehnsucht.“

„Sehnsucht wonach?“

„Sehnsucht nach der Vergangenheit. Sehnsucht nach Jugend. Sehnsucht nach Freundschaft. Wo sind die Freunde hin, mit denen ich früher umherstreifte? Wo ist Deus, der hier mit dem Mofa entlangfuhr, der alten Stinkebox von ‚Puch‘: ‚Häng dich an‘, sagte er und meinte, dass ich mich einhaken sollte, damit er mein Fahrrad mitziehen konnte. ‚Aber krall dich nicht fest, sondern häng dich an!‘ Durchs satte Grün der Achtziger fuhren wir, er mit dem Mofa, ich auf dem Fahrrad. Durchs satte Grün der Achtziger gingen die, die wir waren. – Sehnsucht ist das. Sehnsucht nach Hoffnung. Sehnsucht nach Sinn. Nach mir selbst.“

„Dass du den Freund vermisst, glaube ich dir. Aber warum sehnst du dich nach dir selbst?“

„Fragst du das ernsthaft?“

„Ich will es von dir hören.“

Ich schwieg eine Weile, erklärte dann: „Weil man nicht immer ganz bei sich ist. Weil ich nicht bei mir bin. Vielleicht hat das etwas mit Entfremdung zu tun. So wie der Arbeiter in der Produktion entfremdet ist, so kann man auch seinem eigenen Leben entfremdet sein. Man weiß nicht mal mehr, wie es war, bei sich zu sein. Zu leben.“

„Lebst du nicht da, wo du heute wohnst, wo du arbeitest?“

Es wäre wohl undankbar, nein zu sagen, fürchtete ich. Leben – vieles am Leben war satt und reich. Ein Leben mit Wohnung und Dusche, mit Arbeit und Rotwein. Ein Leben mit Auto und gutem Essen. Mit Reiserücktrittsversicherungen und Arbeitsstelle, wo einen so schnell niemand rauswerfen konnte. Ein Leben mit Heilpraktikern, Wässerchen, Wellness und Whiskey, mit all den falschen Göttern und Hoffnungen, aber es bleibt, wie es ist, und am Ende wartet dann doch nur das eine. Ein Leben mit Stammkneipe, Fernsehen und mit meinem Bett, das Heidrun und ich vor drei Wochen zerwühlt hatten. Sie hatte danach nicht mehr angerufen. Ich auch nicht. Alles in allem war das nicht schlecht, wenn man an all die Leute dachte, die übler dran waren.

Das waren die Dinge, die mir hier durch den Kopf gingen, hier in der Zwergennacht, in den Feldern, wo hinterm Waldrand das Emsland beginnt, wo nur manchmal ein Nachttier im Unterholz aufschrickt, wenn deine Schritte die Stille brechen.

„Im Innersten sollte man dankbar sein. Zutiefst dankbar“, sagte ich Grundpils.

„Wer sollte dankbar sein?“

„Ich. Ich sollte dankbar sein.“

„Dankbar wofür?“, fragte Grundpils.

„Dafür, dass ich gesund bin, mein Leben genießen kann“, sagte ich und kam mir dabei wie ein Ladendieb vor. Ich wusste nicht, was ich verschwieg und versteckte, abstritt und weglog. Ich fühlte nur Angst vor Entdeckung und Scham, als wäre ich gerade dabei, in die Hose zu machen.

„Und bist du gesund?“

„Ja, Gott sei Dank!“

„Und bist du dankbar?“

„Ja.“

„Du bist also dankbar und kerngesund?“

Mit einer Geste wies Grundpils den Hügel hinunter, wo sich eine Nebelwand auftat und etwas wie eine Leinwand erkennen ließ. Hier konnte ich sehen, wie ich in den letzten Wochen gelebt oder was mich gelebt hatte. Ich war hier im Kino. Der Hügel war meine Loge und der Nebel im Westen

Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

Hier könnte Ihre Anzeige stehen!
Anzeige halbe Seite hoch
265 x 77,5 mm: Euro 125,-; Jahres-Abo: Euro 1.250,-
Zur Information fordern sie bitte unser Sonderheft „eXperimenta_Anzeigen_0414.pdf“ an.

die Leinwand. Was ich dort sah, war erbärmlich: Mitarbeiterbesprechung und Nikolausfeier, Heidrun und Rotwein, Kater und Krankfeiern, Aufräumen, Suchen und Buchführungsstress, Geburtstagsfeier und Autowerkstatt. Dazu nachts das Aufschrecken, die miesen Träume und schwarzen Gedanken, die sich im Dunkeln wie Krähen aufs Bett setzen. Das Chaos, das schlechte Gewissen im Alltag, am Sonntag. – Wie ein Wurmloch waren die letzten Wochen. Es hatte mich verschluckt und bis heute nicht frei gegeben. Nur heute Nacht war vielleicht eine Chance da. Als ich an diese Möglichkeit dachte, durchfuhr es mich wieder: „Ist das der Tod?“, fragte ich, „ist er das? Du kannst es mir sagen, ich falle nicht um! Ich muss das jetzt wissen!“

„Dies ist das Leben. Es ist nicht der Tod. Und ich bin es auch nicht.“

Etwas hinderte mich daran, Grundpils zu fragen, wofür außer dem Sensenmann man ihn halten sollte. „Dann bin ich tot!“

„Du lebst. Dies ist dein Leben.“

„Was ist denn dann los, zur Hölle, was ist hier los?“

„Sag du es mir.“

„Wie soll ich das einordnen, diesen Film, all die Gnome und dich, Grundpils?“

„Sag mir, was mit dir los ist!“

„Mit mir? Ich bin krank. Ich bin krank an meiner Seele! Ich bin ein Irrer, ein getriebenes Tier“, und ich dachte dabei an jeden einzelnen zögernden Schritt meines Weges, das Meer und die Wogen von Angst, die Traueranzeigen, die Hinfälligkeit und Verwundbarkeit unseres Lebens, das nächtliche Aufschrecken, Wachliegen, Eintauchen in den Schlaf, Nachdenken über den Tod. Wenn ich an unser Herz denke, unser Gehirn, unsere Adern, den ganzen komplexen, verwundbaren Apparat, wundere ich mich, dass nicht bei viel mehr Leuten, die wir kennen, der Strom ausfällt, Nacht für Nacht.

Wieder streckte Grundpils den Arm aus: „Sie dir das an!“

Auf den Nebelleinwänden um uns herum erkannte ich Dinge, schaute Szenen aus meiner Vergangenheit, sah sie nicht eigentlich. – Ich erlebte sie förmlich. Ich sah mich als Kind mit meinem Opa im

Feld umherstreifen. Am Waldrand belauschten wir Nachtvögel und anderes Getier. ‚Wildschwein-jagd‘ nannten wir das. Dann und wann warf mein Opa ein Stück Holz in den Wald, dass es raschelte: ‚Da war eines. Gerade ist es weggelaufen.‘ Mein Opa las mir das Nibelungenlied vor. –

Plötzlich ein Zeitsprung: Ich war in der Grundschule, auf einer Weihnachtsfeier im halbdunklen Morgen. Ich war vielleicht acht, und ich war in Beate verliebt. Sie war in der Nachbarklasse. Ich sah durch die Faltwand und warf einen kurzen und köstlichen Blick auf das Mädchen. Die Lehrerin vertrieb mich von dort. Kerzen brannten, es wurde gesungen. Weihnachten nahte. Ich lebte. In einer Kerzenflamme verlor ich mich. Gelb brannte sie in den Raum hinein, wurde größer und wurde zum See und zur Sonne. –

Ich war nicht mehr Kind, als die Flamme mich freigab. Deus und ich, wir standen am Rand einer Fete, entfernten uns weiter, mit Fleisch und

gestohlenem Bier. Dies verzehrten wir unterm Sternenhimmel. Wir lagen am Rand eines Ackers, dahinter war Feld, und am Horizont blinkte es grünlich und rot von den Lichtern der Fete. Eine Pfeife wurde von einem zum anderen gereicht, und wir sprachen über Vergänglichkeit. Deus und ich diskutierten über die Tatsache, dass diese Nacht, dieses Jahr, diese Zeit schon bald der Vergangenheit angehören würden. Mit dieser Gewissheit haderten wir, drehten und wendeten sie. Von allen Seiten wollten wir sie betrachten. Plötzlich stand einer auf und schrie: ‚Neunzehnhundertsechundachtzig! Neunzehnhundertsechundachtzig!‘ Wir brüllten und wollten das Jahr beschwören, damit es über den Acker käme und sich von uns Fragen stellen ließe, Fragen über das Rätsel der Zeit.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in Teil III der Geschichte in der Juniausgabe.

Der Waldberg Verlag bietet Ihnen die Möglichkeit, Ihr Manuskript als Buch zu veröffentlichen!

Sie haben einen **Roman** geschrieben, planen die Herausgabe eines **Gedichtbandes** oder Ihrer **Haiku**, möchten Erfahrungen und **Lebenserinnerungen** in ansprechender Form präsentieren, Ihr **Reisebericht** soll in Buchform erscheinen?

Wir setzen das professionell um und stehen Ihnen mit Rat und Tat zu Seite.

Falls Ihnen eine Buchveröffentlichung zu aufwändig ist, gibt es auch die Möglichkeit, ein **e-book** zu erstellen. Um die Herstellung und die Vermarktung kümmern wir uns.

Senden Sie uns dazu Ihr Manuskript in Dateiform (Word) zu.

Wir verfügen über mehr als 25 Jahre Verlagserfahrung und legen Wert auf gute, vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Gerne beantworten wir Ihre Fragen und beraten Sie:

Waldberg Verlag
waldbergmedien@t-online.de

... einfach so: Aphoristische Statements Teil Zwei

von Philip J. Dingeldey und Rüdiger Heins

Rüdiger Heins: Es gibt so viele Trittbrettfahrer(innen) im Literaturbetrieb, dass man kaum noch unterscheiden kann, wer nun wirklich Autor ist und wer nicht. Viele nennen sich Schriftsteller(innen), Autor(inn)en, Dichter(inn)en, sind aber in Wahrheit einfach nur schwache Persönlichkeiten, die sich mit einer ungeschützten Berufsbezeichnung aufwerten wollen.

Philip J. Dingeldey: Viele glauben zwar, Literatur, ja, Kunst generell, sei nur Geschmackssache, doch das stimmt natürlich nicht ganz, denn es gibt sehr wohl neben dem subjektiven Geschmack intersubjektive qualitative Kriterien, die viele nicht erfüllen. Ich glaube, lieber Herr Heins, es lässt sich schon unterscheiden, wer ein guter Schriftsteller ist und wer nicht; viel schwieriger dabei ist es, unterhalb dieser Ebene (und mal ganz unabhängig von der Persönlichkeit des/der Schreibenden) zu unterscheiden, wer eigentlich Potenzial hat, aber als Anfänger(in) ohne Erfahrung noch nicht gut ist, vielleicht auch anfänglich mit einer literarisch-affektierten Attitüde kokettiert, und wer glaubt, Schriftsteller sein zu können und auch meint, dies sein zu wollen. Vermutlich resultiert dies auch aus den mannigfaltigen Möglichkeiten der Publikation (vom Selbstverlag bis zum Druckkostenzuschussverlag für diejenigen, die keinen richtigen Verlag finden, oder das auch gar nicht wollen).

Rüdiger Heins: Schriftsteller kann man nicht werden, das ist Mann oder Frau aus sich heraus: Künstler(in) sein. Schriftsteller(innen) formt der individuelle Lebensentwurf. Schriftsteller(in) sein bedeutet, eine ganzheitliche Wahrnehmung des eigenen Lebens und der sich dadurch entstehenden Kunst. Künstler(innen) müssen mit ihren Werken nicht unbedingt marktführend sein. Trotzdem sind künstlerische Strukturen wahrzunehmen, die vielleicht vom Zeitgeist noch nicht erkannt worden sind. Diese Theorie würde nun wiederum die sogenannten Trittbrettfahrer(innen) bestärken. „Jeder Mensch ist ein ...“ Na ja, Sie wissen schon, was ich meine, Herr Dingeldey. Damit bin ich dann auch wieder beim Thema: Das Problem ist, dass bei diesen Druckkostenzuschussverlagen oder auch im sogenannten Selfpublishing sogar ein Einkaufszettel veröffentlicht werden kann. Das bringt mich jetzt aber auf eine Idee ... aber lassen wir das.

Philip J. Dingeldey: Das Bedürfnis zu schreiben, sucht man sich nicht unbedingt aus, dennoch besteht eben der qualitative Unterschied im Geschriebenen. Schriftsteller(innen) oder gar Dichter(innen) werden meist getrieben vom Schreiben und Schaffen, erst einmal unabhängig von Verkaufszahlen und Erfolg, was aber beim Überleben dann die immense Rolle spielt und so manchen guten Schriftsteller zu einem Groschenromanschreiberling degenerieren lässt. Genau hier zeigt sich das Problem: Einen solchen Schriftsteller kann man dann, verursacht durch ökonomische Zwänge und der vermeintlichen Nachfrage nach banaler Literatur, nicht mehr so leicht von dem sogenannten Trittbrettfahrer unterscheiden, der sich nur profilieren will. Zwar wollen sich auch gute Schriftsteller(innen) profilieren, aber das ist nicht der einzige Grund ihrer Arbeit. Auch die Trittbrettfahrenden wollen schreiben oder meinen, es gar zu müssen, und das ist auch gut so, etwa zu therapeutischen Zwecken (wegen derer auch Dichter wie Thomas Mann und Frank Kafka geschrieben haben), aber das macht sie nicht zu per se zu guten Kunstschaaffenden.



Leser(innen)briefe

Hallo **eXperimenta**-Team,

großen und herzlichen Dank für diese Ausgabe,

ich habe mich sehr gefreut, wie zentral Sie unser Gespräch behandeln und offensichtlich Wert hierin erkennen.

Das mit den Gully-Deckeln fügt sich sehr geschmeidig ein, und auch die anderen Themen in Bezug auf Medienpräsenz und wie Medien unser Leben beeinflussen, wie auch die Vermittlung des Vermittelten wieder hierdurch gefärbt wird.

All das kommt sehr eindeutig und plausibel rüber, und, ich hoffe, dass es auch eine angemessene Resonanz bei der großen Abonnentenschaft hierauf gibt. Auf in die Fluten.

Herzliche Grüße,

Johannes S. Sistermanns

Liebe **eXperimenta**-Redaktion,

genau wie die bisherigen Ausgaben, die ich gelesen habe, ist auch „AusGeschlachtet“ wieder eine sehr durchdachte, gute, lesenswerte Ausgabe. Alle Themen gehen sehr tief, machen nachdenklich und regen an, Themen aus ganz anderer Perspektive zu sehen und kennen zu lernen. So sind die Ausgaben erstaunlich, Fragen stellend, auch humorvoll oder satirisch und ein Anlass, vieles in Gedanken weiter „mitzunehmen“.

Herzlichen Dank dafür!

Johanna Klara Kuppe

Liebe Abonnentinnen und Abonnenten,

ab 2016 werden Sie die Erinnerung zum Aufruf der **eXperimenta** nicht mehr regelmäßig erhalten, da der Aufwand des Versendens an mehr als 20.000 Mail-Adressen den Rahmen unserer technischen und zeitlichen Möglichkeiten sprengt.

In der Regel ist die aktuelle Ausgabe zum Ersten eines Monats online.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre **eXperimenta** Redaktion

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721 / 9 21 06 0

redaktion@experimenta.de

A War: Kinostart: 14. April 2016

Wollsteins Cinemascope

Was macht der Krieg mit den Menschen? Wie weit darf man im Kampf gegen den Terror gehen? Wie verarbeitet man die unvermeidliche Schuld? Diesen Fragen geht der Däne Tobias Lindholm in seinem Film „A War“ nach. Er war selbst nie Soldat, hat aber mit vielen Beteiligten und Zeugen gesprochen: dänischen Soldaten, Taliban-Kämpfern, Angehörigen und Flüchtlingen, um die Geschichten von Menschen im Krieg erzählen zu können. Bis auf drei Schauspieler werden alle Soldaten von echten Soldaten dargestellt. So entsteht ein authentischer Eindruck vom militärischen Einsatz – ohne jedes reißerische Gehabe.

Kommandant Claus Michael Pedersen (Pilou Asbæk) ist mit seiner dänischen Einheit in der afghanischen Provinz stationiert. Bei einem Patrouillengang seiner Männer in von Taliban kontrolliertem Gebiet tritt einer von ihnen auf eine Mine und stirbt trotz aller Rettungsversuche noch am Einsatzort. Zurück im Camp muss Pedersen die Moral seiner Soldaten mit Mitgefühl und klarer Führung aufrechterhalten. Dem ist er gewachsen, er wirkt souverän und kompetent. Aber auch er wäre lieber zu Hause in Dänemark, wo seine Frau Maria (Tuva Novtony) den aufreibenden Alltag mit drei Kindern alleine bewältigen muss.

Die Kinder vermissen ihren Vater. Der einzige Kontakt sind kurze, unregelmäßige Telefongespräche. Besonders der mittlere Sohn reagiert auf seine Verlustangst mit aggressivem Verhalten in der Schule. Auch seine Geschwister testen ihre Grenzen aus und halten die Mutter auf Trab, die nur zu gern ihren Mann an ihrer Seite hätte.

Unterdessen beschließt Claus Pedersen in Afghanistan, mit seinen Männern auf Patrouille zu gehen, um so ein Zeichen für seine Unterstützung zu geben. Die Situation ist angespannt. Überall könnten Minen verborgen sein. Angriffe aus dem Hinterhalt sind jederzeit möglich. Begegnungen mit der Bevölkerung sind von gegenseitigem Misstrauen geprägt.

In einem Dorf treffen die Soldaten auf eine Familie mit mehreren Kindern, deren kleine Tochter eine infizierte Brandwunde hat. Die Soldaten versorgen die Verletzung des Mädchens. Bald darauf taucht die Familie im Militärcamp auf und bittet um Schutz, sie fürchtet die Rache der Taliban, denen der Kontakt mit den Soldaten nicht entgangen ist. Das könnte aber auch eine Falle sein. Aus gutem Grund gibt es eine Vorschrift, die verbietet, einheimische Zivilisten im Camp aufzunehmen. Die Familie wird mit dem Versprechen weggeschickt, dass man sich am nächsten Tag um die Sicherheit im Dorf kümmern wird. „Ich habe auch Kinder“, sagt der Kommandant verständnisvoll. „Aber die sind in Sicherheit“, sagt der afghanische Familienvater bitter.

Als dann eine kleine Einheit, angeführt von Pedersen, im Dorf auftaucht, ist alles gespenstisch ruhig. Erschüttert entdecken die Männer die Familie, alle grausam ermordet, in ihrem Haus. Und plötzlich werden die dänischen Soldaten massiv ins Kreuzfeuer genommen, einer wird schwer verletzt, ohne dass sich genau ausmachen ließe, wo sich die feindlichen Taliban verbergen. Um aus der Falle heraus zu kommen und vor allem den Verletzten zu retten, fordert Pedersen Luftunterstützung an. Die Voraussetzung dafür ist, dass er eine PID (Positive Identification) übermittelt: die genaue Angabe, aus welchem Gebäude die Schüsse kommen. In der buchstäblichen Hitze des Gefechts ist der Kommandant sich nicht absolut sicher, gibt aber trotzdem die PID ab.

Die Einheit wird gerettet, doch in dem aus der Luft beschossenen Haus befinden sich keine Kämpfer, sondern elf tote Zivilisten, darunter Frauen und Kinder.

Wenige Tage später wird Pedersen verhaftet, nach Dänemark gebracht und wegen Kriegsverbrechen angeklagt.

Damit beginnt der zweite Teil des Dramas. Einerseits ist Claus Pedersen froh, zu Hause bei seiner Familie zu sein, Frau und Kinder sind glücklich. Aber er muss sich vor Gericht verantworten. Die Bilder der Getöteten verfolgen ihn. Er weiß, dass er nicht frei von Schuld ist und dass ihm eine mehrjährige Haftstrafe droht, wenn er dazu steht. Aber wem würde das helfen? Nicht den getöteten Zivilisten und ganz sicher nicht seiner Familie.

Der infrage stehende Einsatz ist genau dokumentiert, jedes Wort, jeder Befehl aufgezeichnet. Die junge, unaufgeregte Staatsanwältin weist sachlich auf Fehler und Ungereimtheiten hin. Der Verteidiger ist trotzdem zuversichtlich. Die Kameraden im Zeugenstand stehen zu ihrem Kommandanten, den sie menschlich schätzen und dem sie viel zu verdanken haben. Der Ausgang des Prozesses wird davon abhängen, wie Claus Pedersen zu seinem Verhalten Stellung bezieht.

In diesem Film wird der moderne Krieg, der eigentlich keiner ist, denn Dänemark ist keine Kriegspartei, in seinem Ablauf einerseits sachlich-realistisch dargestellt, zugleich als moralisches Problem. Wie unterscheidet man die zu Schützenden von den möglichen Angreifern, wenn es keine klaren Fronten gibt? Worum geht es eigentlich? Was ist das Ziel? Was haben die Soldaten eines kleinen nordeuropäischen Landes in einem zentralasiatischen Land verloren, das ihres nicht bedroht und dessen Mentalität ihnen völlig fremd ist? Wie können sie einen Sinn darin finden, – vielleicht – ein wenig zu helfen und dafür ihr Leben zu riskieren? Sie haben humanitäre Ideale und können es nicht vermeiden, Unschuldige zu töten. Die Politik, die diese Situation geschaffen hat, bleibt außen vor.

Dieser Einsatz ist absurd, aber folgenreich. Sicher auch für die deutschen Soldaten in Afghanistan.

Monja Luz: Echo des Glücks

Rezension von Caroline Rauch



Eine Frau liegt gefesselt im eigenen Wochenendhaus. Ihre Befreiungsversuche scheitern kläglich. Erschöpft und resigniert dämmert sie weg. Die Handlung springt ins Jahr 2013. Siebzehn Jahre später. Bei einem Schusswechsel wird der Polizist Thorben Hardt schwer verwundet, schwebt in Lebensgefahr. Im Krankenhaus müssen sich Christina und die beiden Zwillinge nicht nur mit der Angst um den geliebten Partner und Vater, sondern auch mit der eigenen Vergangenheit auseinandersetzen. Denn eine scheinbar belanglose Phrase wirft bei Jana und Janis unzählige Fragen auf. Die leibliche Mutter der Zwillinge lebt. Sie ist nicht bei einem Unfall ums Leben gekommen, wie es ihnen ihr Vater immer erzählt hat, sondern sitzt im Gefängnis. Wer war diese Frau? Und was haben Thorben und Christina mit dieser Sache zu schaffen?

Aufgewühlt von Janis Fragen wird Christina mit ihrer eigenen Familiengeschichte und dem Verhältnis zu Thorben und ihrem Ehemann Marc konfrontiert. Die Familie droht auseinanderzubrechen und sich immer weiter von einander zu entfernen. Doch dann trifft Christina einen Entschluss und beginnt zu erzählen. Wieder zurück im Jahr 1996. Marc überreicht Christinas Vater wortlos den Zettel: Die Lösegeldforderung der Entführer. Die Situation zwischen den beiden Männern wirkt angespannt, nicht allein wegen der Entführung. Keine Polizei, Marc besteht vehement darauf, der Forderung der Entführer nachzukommen. Doch schließlich gibt er dem Drängen seines Schwiegervaters nach, sich an Thorben, einen Freund der Familie und Polizisten, zu wenden.

Zu seinem Entsetzen steht dieser kurze Zeit später samt Sondereinheit auf der Schwelle des Anwesens.

Während die Ermittlungen laufen, geben die drei Männer mehr und mehr ihre Geschichten preis, die allesamt mit Christinas Schicksal und ihrem ungeborenen Kind verbunden sind. Während sich Heinrich Holzer einen Erben und eine bessere Beziehung zu seiner Tochter erhofft, hat Marc nur das Geld und die Übernahme des Familienbetriebes im Sinn. Thorben scheint in einer unglücklichen Ehe gefangen, die Liebe auf die Zwillinge gerichtet und die wahren Gefühle stets unterdrückend. Im Anwesen der Familie Holzer werfen Marcs Verschwinden und das Auftauchen von Jenny, Thorbens Ehefrau, weitere Fragen auf. Und zum zweiten Mal ist es eine unbedachte Bemerkung, die alles ins Wanken bringt. Der Fall scheint gelöst, doch dann passiert es: Ein gezielter Stoß. Ein dumpfer Aufprall auf der letzten Stufe der Treppe. Ein Toter.

Mehr sei an dieser Stelle nicht verraten.

In ihrem ersten Kriminalroman gelingt Monja Luz durch die kurzweiligen, knappen Kapitel ein Spannungsaufbau, der den Leser schnell in seinen Bann zieht. Erzählt wird aus der Perspektive der Hauptcharaktere, deren Geschichten auf tragische Weise miteinander verwoben sind. Während sich die Personen mit den Schatten ihrer eigenen Vergangenheit auseinandersetzen, fügen sich die einzelnen Puzzleteile zu einem dramatischen Finale.



Echo des Glücks wird durch die wechselnde Erzählperspektive und Zeiteinsparungen zu einem spannenden Leseerlebnis. In einer klaren Sprache erlaubt die Autorin dem Leser einen Blick in die Innenwelt der Personen, deren Lebensgeschichten sich geschickt überschneiden und berühren. Ein kurzweiliger, unterhaltsamer Kriminalroman.

Taschenbuch: 231 Seiten, AAVAA Verlag; 1. Februar 2016
ISBN-10: 3845918535
ISBN-13: 978-3845918532
Euro 11,95

Caroline Rauch, geboren 1982 in Zweibrücken. Studium der Sonderpädagogik mit Schwerpunkt Sprache an der Universität Koblenz-Landau. Ausbildung zur Yogalehrerin. Zwei Semester im Studiengang Kreatives Schreiben bei Rüdiger Heins. Lebt, unterrichtet & schreibt in Mainz.



*in mir -
gedichte über die jahre*

Von Noemi Josephine,
Justus Simon und
Hans-Jürgen Buch

Debras Verlag,
Konstanz, 2013
ISBN 978-3-973150-14-7;

168 Seiten,
Hardcover, Euro 16,70

Freies Studium Kreatives Schreiben in Bingen am Rhein

Wintersemester 2016

Das Wintersemester 2016 beginnt am 01. Oktober.

Bewerbungen zum Wintersemester 2016 sind ab sofort möglich.

Weitere Informationen:

www.inkas-institut.de und www.autorenwelt.de



Seminare

Vision der Liebe – die Spiritualität der Heiligen Hildegard im Alltag

Ein Seminar im Kloster Springiersbach

02. bis 04. September 2016

Die Heilige aus dem Mittelalter lässt uns auch im 21. Jahrhundert an ihren Visionen teilhaben. Die Essenz von Hildegards Visionen ist die Liebe zu Gott, den Menschen und der Schöpfung des Universums. Vielleicht ist die Liebe das Einzige, was auf dieser Erde globalisierungsfähig ist. Die Heilige spricht in ihren Visionen auch von Umweltverschmutzung, dem Miteinander der Religionen, über Heilkunst und vieles mehr. Im Seminar werden die Teilnehmer mehr über das Leben und das Wirken der Heiligen vom Rupertsberg erfahren. Meditationen werden dazu beitragen, Hildegards Visionen in die heutige Zeit zu übertragen, um im Alltag aus ihrer Kraftquelle zu schöpfen.

Seminarort: Kloster Springiersbach

Seminartermin: 02. bis 04. September 2016

Freitag von 16:00 – 20:00 Uhr. Samstag von 10:00 – 16:00 Uhr. Sonntag von 10:00 – 13:00 Uhr.

Seminargebühr: Euro 150,-

Einzelzimmer und Vollpension: Euro 63,- pro Nacht

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor www.ruedigerheins.de

Anmeldung: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 / 9 21 06 0

Website mit weitere Informationen: www.inkas-institut.de



Schreiben und Meditieren im Kloster Springiersbach

10. bis 12. Juni 2016

„Die stete Auseinandersetzung mit Prosa und Lyrik, zeitgenössischer wie archäologischer, hat mich in meinem Schreiben zu mehr Tiefe geführt, zu mehr Gefühl, zu mehr, das anrührt.“

Marlene Schulz, Hofheim

Das Erzählen gehört zu den Grundbedürfnissen des menschlichen Lebens. Mündliches Erzählen ist eine Form, die zum literarischen Schreiben führen kann. Schreiben verändert das Leben und Schreiben hilft dabei, sich etwas „von der Seele zu schreiben!“

Im Seminar arbeiten wir konkret an Texten, die aus ihrer Lebenserfahrung kommen. Der Schatz ihrer Texte liegt in ihnen verborgen. In entspannter Atmosphäre wird den Seminarteilnehmern der Umgang mit Sprache und Stil vermittelt. Mit Übungsbeispielen aus dem Kreativen Schreiben werden die Ängste am eigenen Schreiben überwunden. Ein weiterer Bestandteil des Seminars sind Stilleübungen und Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess fördern sollen.

Zielgruppe: Menschen, die Geschichten aus ihrem Leben aufschreiben möchten, für sich oder für andere. Neugierige, die gern schreiben und Geschichten erfinden oder die Freude daran entdecken möchten. Frauen und Männer, die gerne erzählen und zuhören.

Seminarort: Kloster Springiersbach

Seminartermin: 10. bis 12. Juni 2016

Freitag von 16:00 – 20:00 Uhr. Samstag von 10:00 – 16:00 Uhr. Sonntag von 10:00 – 13:00 Uhr.

Seminargebühr: Euro 190,-

Einzelzimmer und Vollpension: Euro 63,- pro Nacht

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor, www.ruedigerheins.de

Anmeldung: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 / 9 21 06 0

Website mit weiteren Informationen: www.inkas-institut.de

Die Kunst des Erzählens

„Was ich schon immer einmal schreiben wollte“

Wochenendseminar im Kloster Springiersbach, 23. bis 25. September 2016

„Du schreibst und findest dich gut, weil manche sagen: Du bist gut.“ Doch dann triffst du auf andere und die schreiben wirklich gut. Du erkennst, du stehst erst am Anfang. Mit INKAS findest du deinen Weg.“ **Helmut Gotschy, Wien**

In dem Seminar „Was ich schon immer einmal schreiben wollte“ beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, das eigene Schreiben zu entdecken. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass der Erinnerungsschatz der eigenen Lebensgeschichte eingebracht werden kann, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können. Mit Übungen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Entspannungsübungen begleitet, um den Schreibprozess zu aktivieren und die Kreativität zu fördern. Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

„Jeder Mensch trägt eine Geschichte in sich, die nur abgerufen werden muss.“

Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de leitet das Seminar. Er ist Autor und Studienleiter am INKAS INstitut für KreAtives Schreiben.



Seminarort: Kloster Springiersbach
Seminartermin: 23. bis 25. September 2016

Freitag von 16:00 – 20:00 Uhr.

Samstag von 10:00 – 16:00 Uhr.

Sonntag von 10:00 – 13:00 Uhr.

Seminargebühr: Euro 190,–

Einzelzimmer und Vollpension: Euro 63,– pro Nacht

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor, www.ruedigerheins.de

Anmeldung: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 / 9 21 06 0

Website mit weiteren Informationen: www.inkas-institut.de



Oksana Kyzymchuk: Schaukel

Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Auch als gedrucktes Exemplar kann man sich die **eXperimenta** bestellen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend. Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen.

Wir heißen Sie als **Anzeigenkunden herzlich willkommen.**
 Ihr Redaktionsteam.
 P.S. Sie können sich die aktuelle **eXperimenta**
 unter www.experimenta.de anschauen.

Literarische Techniken

Wie setzen wir poetische Stilmittel effektiv ein?

09. bis 11. Dezember 2016

Schwabenakademie Irsee – Prof. Dr. Mario Andreotti

Literarische Texte sind nicht das Ergebnis spiritueller Erfahrungen, sondern Konstruktionen. Gottfried Benn hat dies in die berühmte Formel gebracht, Gedichte würden nicht entstehen, sondern seien gemacht. Die landläufige Vorstellung, Autorinnen und Autoren würden rein intuitiv schreiben, ist ein schwerwiegender Irrtum. Im Gegenteil: Sie denken sehr genau über das nach, was sie schreiben, gestalten ihre Texte ganz bewusst. Das setzt u.a. voraus, dass sie die wichtigsten literarischen Techniken, vor allem die poetischen Stilmittel, kennen und um ihre ästhetische Wirkung wissen. Es handelt sich dabei sowohl um Stilmittel im engeren Sinne (rhetorische Figuren und Tropen) als auch um solche in einem weiteren Sinne (Zitat, Montage, Verfremdung). Die wichtigsten unter ihnen sollen in unserem Seminar an konkreten Textbeispielen gezeigt werden. Dabei geht es vor allem darum zu zeigen, wie sich diese Stilmittel möglichst effektiv einsetzen lassen, denn davon hängt ganz wesentlich die ästhetische Qualität literarischer Texte ab.

Literaturhinweis für jene, die sich gerne auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. UTB Band 1127,5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt).

Preis: DZ Euro 230,– / EZ Euro 254,– / ohne Zimmer Euro 164,–

Hier könnte Ihre Anzeige stehen!

Halbe Seite quer, 160 x 120 mm: Euro 125,–

Jahres-Abo: Euro 1.250,–

Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

Gute Zeiten für Dichtung?

Öffentlicher Abendvortrag – 09. Dezember 2016, 20 Uhr

Ein Blick hinter die Kulissen des heutigen Literaturbetriebes

Wie funktioniert der heutige, immer komplexer, ja immer irrationaler werdende Literaturbetrieb eigentlich? Welchen Wandel hat er in positiver, aber leider auch in negativer Hinsicht in den letzten Jahren vollzogen? Wie haben sich die Verlagslandschaft und das Bild des Verlegers gewandelt? Welche Veränderungen hat der Buchhandel durchgemacht? Welche Rolle spielen heute die Literaturagenten? Wie hat sich das Bild der Autorin/des Autors gewandelt? Inwiefern hat sich die Literaturkritik stark verändert? Gibt es noch einigermaßen objektive Wertungskriterien für Literatur? Welche belletristischen Bücher haben heute die besten Erfolgsaussichten? Dies sind einige der zentralen Fragen, auf die der Vortrag eingehen wird.

Referent

Prof. Dr. Mario Andreotti

Dozent für Neuere Deutsche Literatur an der Universität St. Gallen und an der Fachhochschule für Angewandte Linguistik in Zürich; Fachreferent in der Weiterbildung der Lehrkräfte an höheren Schulen; Mitglied des Preisgerichtes für den Bodensee-Literaturpreis und der Jury für den Ravicini-Preis, Solothurn; Sachbuchautor; wohnt in Eggersriet (SG)/Schweiz

Im Büro der Schwabenakademie Irsee oder direkt beim Referenten (mario.andreotti@hispeed.ch) kann der Seminarprospekt mit dem detaillierten Programm angefordert werden.

Kontakt:

Schwabenakademie Irsee
Klosterring 4
D-87660 Irsee

Tel. 08341 / 9 06 - 661 oder - 662
 Fax 08341 / 90 66 69

E-Mail: buero@schwabenakademie.de

Internet: www.schwabenakademie.de

Hier könnte Ihre Anzeige stehen!

Anzeige drittel Seite quer Anschnitt, 210 x 90 mm: Euro 100,-
Jahres-Abo: Euro 1.000,-

Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. **20.000** Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

eXperimenta

ANKÜNDIGUNG

Die nächste **eXperimenta** erscheint Anfang **Juni** zum Thema **WhiteSpaces** unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Johannes S. Sistermanns – Reflexionen und Betrachtungen zu White Spaces
- Jan Pönninghaus Trilogie Teil Zwei
- L'Osservatore Romano Gerd Meyer-Anaya
- Philip J. Dingeldey Rezension Panikherz

Hinweis:
Gern wollen wir der Textgattung HAIKU mehr Raum widmen und rufen daher unsere Leser(innen) auf, diesbezüglich eigene Gedichte einzusenden.

Themenvorschau 2016:

- **Juli/August:** SommernachtsTraum
- **September:** HinterHaus
- **Oktober:** NestBruch

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstories, Minidramen usw., pro Autor maximal fünf Seiten lang.

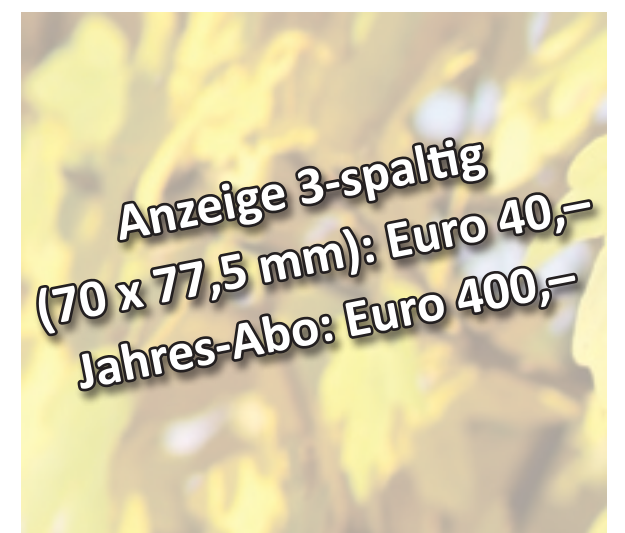
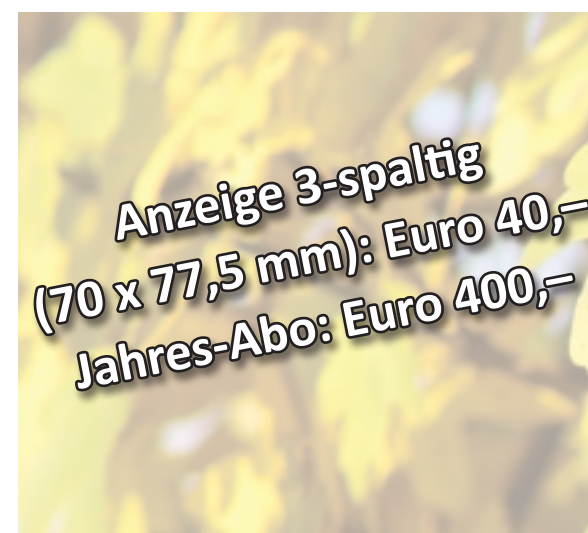
Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(innen). Beiträge senden an: redaktion@experimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!
 Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

eXperimenta





Oksana Kyzymchuk: Stolze Hähneherrin



Oksana Kyzymchuk: Petro Kurez



Oksana Kyzymchuk: Abendstunde



Oksana Kyzymchuk: Mittagszeit

Für alle Schriftsteller(innen) zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **eXperimenta**

Sabine Reitze

Tom Sawyer Preis

Die Stadt Rees schreibt zum siebten Mal den Tom Sawyer Preis, den Schülerschreibwettbewerb der Stadt Rees aus. Das Motto lautet „Saubel!“ Damit kann eine Geschichte übers Saubermachen, übers Sauberhalten oder beim Saubermachen gemeint sein. Erzählung, Kurzgeschichte, Gedicht, Fantasy, Krimi – alles ist erlaubt. Der Text darf nur nicht länger als zwei DIN-A4-Seiten sein.

Teilnehmen dürfen Schülerinnen und Schüler der 5. bis 13. Jahrgangsstufe aus Deutschland. Mit dem Beitrag muss ein Teilnahmeformular eingereicht werden, dass auf der Homepage tom-sawyer-preis.de heruntergeladen werden kann.

Einsendungen an:

Tom Sawyer Preis

Postfach 1362

46452 Rees

oder an

tomsawyer@stadt-rees.de

Die Beiträge müssen auf Deutsch geschrieben werden und dürfen höchstens zwei DIN-A4-Seiten lang sein. Sie dürfen nicht zuvor veröffentlicht oder in einem anderen Wettbewerb eingereicht worden sein. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Zum Wettbewerb erscheint ein Buch, in dem die vierzig besten Beiträge abgedruckt werden. Die Autoren der abgedruckten Beiträge erhalten je ein Exemplar.

Kontaktmöglichkeit:

Tom Sawyer Preis

Postfach 1362

46452 Rees

Tel.: 02851 / 5 81 05

E-Mail: tomsawyer@stadt-rees.de

Verleihung: Die Preisverleihung findet am Sonntag, 4. Dezember 2016, in Rees statt. Zur Preisverleihung werden alle Preisträger eingeladen. Die Fahrtkosten sowie bei Preisträgern, die außerhalb Nordrhein-Westfalens wohnen, die Übernachtungskosten, werden von der Stadt Rees übernommen.

Dotierung: Euro 3.200,–

Die Beiträge werden in vier Altersklassen unterteilt:

Gruppe A: 5./6. Schuljahr

Gruppe B: 7./8. Schuljahr

Gruppe C: 9./10. Schuljahr

Gruppe D: 11.-13. Schuljahr

In jeder Altersklasse ist der erste Preis mit Euro 300,–, der zweite mit Euro 200,– und der dritte bis fünfte mit je Euro 100,– dotiert.

Einsendeschluss ist der 10. Juni 2016.

Webseite: <http://www.tom-sawyer-preis.de>

Peter-Härtling-Preis 2017

Beltz & Gelberg lädt auch in diesem Jahr Autorinnen und Autoren ein, sich mit einem bisher unveröffentlichten Text um den nächsten Peter-Härtling-Preis zu bewerben.

Gesucht werden Manuskripte für ein Kinder- oder Jugendbuch in deutscher Sprache, das sich an Leser(Innen) im Alter von 10 bis 15 Jahren richtet. Eingereicht werden können Prosatexte, die sich erzählend, unterhaltend, poetisch und phantasievoll an der Wirklichkeit der Kinder oder Jugendlichen orientieren. Bilderbuchtexte, Gedichte und ähnliche Kurztexte werden nicht berücksichtigt.

Die seit 1984 alle zwei Jahre vergebene Auszeichnung wird von Beltz & Gelberg gestiftet und verliehen.

Beltz & Gelberg wird das Manuskript in seinem Programm als Buch veröffentlichen.

Die Jury entscheidet im Herbst 2016 über den Preisträger.

Bewerbung:

Das Manuskript soll sich an Leserinnen und Leser im Alter von 10 bis 15 Jahren wenden und sich erzählend, unterhaltend, poetisch und phantasievoll an der Wirklichkeit von Kindern und Jugendlichen orientieren. Gesucht werden ausschließlich realistische Prosatexte. Bilderbücher, Gedichte und ähnliche Kurztexte sowie Märchen, Biografien oder Genre-Texte werden nicht berücksichtigt.

Das Manuskript muss in deutscher Sprache abgefasst sein.

Der Roman/die Erzählung muss bisher unveröffentlicht sein und darf noch nicht unter Vertrag stehen.

Der Text muss einen Mindestumfang von achtzig DIN-A4-Normseiten (60 Anschläge x 30 Zeilen) haben und darf den Höchstumfang von zweihundert Seiten nicht überschreiten. Berücksichtigt werden ausschließlich ausgedruckte Seiten; Einreichungen per Diskette, CD oder als Datei per Mail werden nicht zugelassen.

Um eine objektive und anonyme Bewertung zu gewähren, darf das Manuskript nicht mit Namen und Adresse des Autors gekennzeichnet sein, sondern nur mit einem Stichwort. Name und Absender (Hausanschrift, Telefonnummer, Mailadresse) sind in einem verschlossenen Umschlag beizulegen, der außen mit demselben Stichwort versehen ist.

Einsendungen können ab sofort an folgende Adresse geschickt werden:

Peter-Härtling-Preis für Kinder- und Jugendliteratur

z. Hd. Frau Eva-Maria Kulka

Deckelmannstr. 17

63785 Obernburg

Die Jury entscheidet im Herbst 2016 über den Preisträger. Die Preisvergabe erfolgt im Mai 2017.

Die Jury behält sich vor, den Preis gegebenenfalls zu teilen oder nicht zu vergeben, wenn keines der eingereichten Manuskripte als preiswürdig anerkannt wird.

Die Entscheidung der Jury ist auf dem Rechtsweg nicht anfechtbar.

Nach dem Juryentscheid werden innerhalb von vier Wochen alle Teilnehmer, die am Peter-Härtling-Preis teilgenommen haben, über den Preisentscheid informiert.

Der preisgekrönte Text erscheint als Buch im Programm von Beltz & Gelberg. Mit der Einreichung gewährt der Autor dem Verlag das Recht, das Manuskript zu den üblichen Vertragsbedingungen zu veröffentlichen.

Bitte sehen Sie von Rückfragen ab. Über den Preisverlauf können keine Auskünfte erteilt werden. Korrespondenz über den Wettbewerb wird nicht geführt.

Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass die eingereichten Manuskripte aus Kostengründen nicht zurückgeschickt werden können. Der Autor, die Autorin können jedoch, wie im Verlagswesen üblich, eine Manuskript-Kopie für sich behalten. Der Verlag trägt Sorge dafür, dass die Manuskripte nicht in falsche Hände kommen.

Mit dem Einreichen des Textes erkennt der Autor/die Autorin die hier genannten Bedingungen an. Manuskripte, die den Teilnahmebedingungen nicht entsprechen, können für den Preis leider nicht berücksichtigt werden.

Kontaktmöglichkeit:

Lektorat Beltz & Gelberg

Marlies Herweg

Telefon: 06201 / 6 00 7 - 3 65

E-Mail: m.herweg@beltz.de

Dotierung: Euro 3.000,–

Einsendeschluss ist der 08.Juli 2016.

Webseite:

http://www.beltz.de/service/aktuelles.html?tx_news_pi1%5Bnews%5D=13070&tx_news_p...

Deutsche KinderhospizSTIFTUNG

TOM-Medienpreis der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG

Der TOM-Medienpreis zeichnet journalistische Beiträge aus den Bereichen „TV/Funk/Print/Online“ in Publikums- oder Fachmedien aus, die auf vorbildliche Weise über die Kinderhospizarbeit und die pädiatrische Palliativversorgung berichten.

Dabei geht es insbesondere um die Themen:

- Enttabuisierung des Themas „Kinder und Tod“
- Sensibilisierung der Belange der erkrankten Kinder und ihrer Familien
- ehrenamtliches Engagement in der Kinderhospizarbeit

Preiswürdige Arbeiten sollen zu einem offenen und informierten Umgang mit den Themen Krankheit, Sterben und Tod von Kindern beitragen und über die Kinderhospizarbeit und die pädiatrische Palliativversorgung in Deutschland informieren.

Die Beiträge sollen überkonfessionell, überparteilich und weltanschaulich ungebunden sein. Sie sollen informativ, aber nicht mitleidserregend sein.

Eingereicht werden können Arbeiten aus den Bereichen „TV/Hörfunk/ Print/Online“, die zwischen dem 01. September 2014 und dem 31. August 2016 von deutschen Zeitungen, Zeitschriften oder journalistischen Onlineportalen veröffentlicht oder von deutschen Hörfunk- und Fernsehsendern ausgestrahlt wurden.

Bewerbungen können die Autoren selbst sowie die verantwortlichen Redakteure oder Chefredakteure einreichen. Es können auch Beiträge eingereicht werden, die Arbeiten mehrerer Autoren zum Thema bündeln.

In der Regel nicht berücksichtigt werden Beiträge, die in erster Linie der Außendarstellung von Einrichtungen der Kinderhospizarbeit oder anderen Einrichtungen im sozialen Bereich dienen (PR). Dazu gehören beispielsweise Kommunikationsmedien wie Imagefilme, Vereinszeitschriften, Newsletter oder Pressemitteilungen. Über die Berücksichtigung von Veröffentlichungen im Bereich des Corporate Publishing anderer Unternehmen (z.B. Kundenzeitschriften) oder in Anzeigenblättern wird im Einzelfall entschieden.

Die Preisträger des Medienpreises der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG werden von einer siebenköpfigen Fachjury gewählt.

Die Bewerbungsunterlagen sind zu versenden an:

Deutsche KinderhospizSTIFTUNG

Stichwort: Medienpreis der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG

Gabi Würth

Bruchstraße 10

57462 Olpe

Weitere Informationen und die detaillierten Bewerbungsmodalitäten finden Sie auf der Internetseite der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG unter www.deutsche-kinderhospizstiftung.de im Bereich TOM-Medienpreis.

Wir freuen uns auf Ihre Einreichungen.

Bewerbung:

Teilnahmemodalitäten

„Medienpreis der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG“

Bewerbungen können die Autoren selbst sowie die verantwortlichen Redakteure oder Chefredakteure einreichen. Es können auch Beiträge eingereicht werden, die Arbeiten mehrerer Autoren zum Themenschwerpunkt „Kinderhospizarbeit und pädiatrische Palliativversorgung“ bündeln; diese Bewerbung muss von einer Person (zum Beispiel dem Hauptautor oder Redakteur) im Namen des Teams erfolgen. Eine Liste aller beteiligten redaktionellen Mitarbeiter samt deren Einverständniserklärung muss der Bewerbung beiliegen.

Wahlverfahren

Die Preisträger des „Medienpreises der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG“ werden von einer siebenköpfigen Fachjury gewählt.

Die Entscheidung ist verbindlich und nicht anfechtbar. Sie wird den ausgewählten Bewerbern unaufgefordert mitgeteilt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Beitragseinreichung

Wir bitten um Ihr formloses schriftliches Einverständnis, die eingesandten Medien für unsere Jury vervielfältigen zu dürfen. Die eingereichten Beiträge werden nicht zurückgeschickt.

Die Teilnehmer ermächtigen die Deutsche KinderhospizSTIFTUNG, sämtliche eingereichten Beiträge unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den Wettbewerb unentgeltlich und uneingeschränkt zu nutzen und sie insbesondere für Presseinformationen, im Fernsehen, im Internet und in Printmedien etc. zu veröffentlichen. Die Deutsche KinderhospizSTIFTUNG darf die voranstehenden Nutzungsrechte zur inhaltsgleichen Ausübung an die Wettbewerbssponsoren übertragen. Über die Veröffentlichung in Publikationen wird der Teilnehmer vorab informiert.

Die Beiträge sind in folgender Form einzureichen:

TV: DVD (MP4, MPEG, ...)

Hörfunk: Daten-CD mit Audio-Dateien (WAV, AIFF oder MP3)

Print: 1 Originalbeleg der Zeitung/Zeitschrift mit Beitrag und 1 Fotokopie des Beitrages

Online: Angabe des vollständigen Links

Die Bewerbungsunterlagen sind zu versenden an:

Deutsche KinderhospizSTIFTUNG

Stichwort „Medienpreis der Deutschen KinderhospizSTIFTUNG“

Gabi Würth

Bruchstraße 10

57462 Olpe

Weitere Informationen

Die Deutsche KinderhospizSTIFTUNG hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Kinderhospizarbeit deutschlandweit zu unterstützen und zu fördern. Vorrangig fördert die Deutsche KinderhospizSTIFTUNG die Arbeit des Deutschen Kinderhospizvereins e.V.

Eine wesentliche Aufgabe der Kinderhospizbewegung, neben der Begleitung der erkrankten Kinder und deren Familien, ist es, das Thema Sterben und Tod von Kindern aus dem Tabubereich zu holen. Die Belange der Kinder und Jugendlichen und deren Familien haben in den letzten Jahren in den Köpfen und den Herzen vieler Menschen einen Platz gefunden. Dazu trägt auch der jährlich stattfindende Tag der Kinderhospizarbeit am 10. Februar eines jeden Jahres bei.

Ebenso ist es in den letzten Jahren gelungen, die Inhalte der Kinderhospizarbeit in Gesetzestexten zu verankern und in der Fachöffentlichkeit sichtbar zu machen. Trotzdem ist das Thema Sterben und Tod der Kinder in der breiten Öffentlichkeit mit vielen Ängsten besetzt.

Aus diesem Grund hat das Kuratorium der Deutsche KinderhospizSTIFTUNG beschlossen, den Medienpreis auszurufen.

Kontaktmöglichkeit:

Deutsche KinderhospizSTIFTUNG

Bruchstraße 10

57462 Olpe

info@deutsche-kinderhospizstiftung.de

02761 / 9 41 29 - 13

www.deutsche-kinderhospizstiftung.de

Verleihung: 06. Dezember 2016 im Landtag NRW, Düsseldorf

Dotierung: Euro 3.000,–

Einsendeschluss ist der 31. August 2016.

Webseite: <http://www.deutsche-kinderhospizstiftung.de/index.php?id=1558>

SCHREIBAUFRUF zum Reformationsjubiläum: sola scriptura

Kirchenkreis Wittenberg feiert das Reformationsjubiläum mit dem Schreibwettbewerb sola scriptura 2017.

Um das 500-jährige Reformationsjubiläum angemessen zu begleiten, eröffnet der ev. Kirchenkreis am 31. März 2016 einen Schreibwettbewerb über regionale und konfessionelle Grenzen hinweg.

In zwei Alterskategorien – Jugendliche und Erwachsene – sind Angehörige aller Konfessionen ebenso zur Teilnahme aufgerufen wie kirchlich nicht Gebundene. Gefragt sind unveröffentlichte Texte aller literarischen Genres (Prosa, Lyrik, Szenisches Schreiben) mit maximal 3600 Zeichen zum Thema „Luthers Leistung als Provokation für die Leistungsgesellschaft“.

Teilnehmende mögen sich in kreativer Weise von der Kernfrage anregen lassen, inwiefern Luthers These von der Gnade, vom unbedingten Angenommensein heute annehmbar ist.

Details zu Dotierung, Jury, Teilnahmebedingungen und Flyer zum Download gibt es hier:

www.kirchenkreis-wittenberg.de/kirchenkreis/aktuelles/30802.html

Pro Teilnehmer(in) ist ein unveröffentlichter Text mit maximal 3600 Zeichen (inkl. Leerzeichen) einzureichen mit der Dokumentbezeichnung „solascriptura_[texttitel]_u18/ü18“ (bitte die Alterskategorie im Texttitel nicht vergessen!). Ein zweites Dokument mit dem Titel „solascriptura_kontakt“ weist Vor- und Nachname, Geburtsdatum, Adresse, ggf. Veröffentlichungen, E-Mail, Telefon und Titel des Textes aus.

Beide Dokumente sind bis 10. November 2016 per Post oder E-Mail zu senden an:

Katharina Körting,
Reformationsbeauftragte des Ev. Kirchenkreises Wittenberg,
KENNWORTsola scriptura 2017
Markt 26
06886 Lutherstadt Wittenberg

reformation2017-wb@t-online.de.

Tel. 03491 / 5 05 27 18

Fax 03491 / 4 03 20 5

www.kirchenkreis-wittenberg.de

Verleihung: 1. April 2017 im Refektorium des Lutherhauses in Wittenberg

Dotierung: Euro 1.500,–

Preisauflage:

Erwachsene:

1. Platz: Gutschein Wittenberger Entdeckertour mit Luthermuseum, Café Cranachhof, 2 Übernachtungen etc.
2. Platz: Familien-Kombiticket Stiftung Luthergedenkstätten, Weltausstellung 2017, Nationale Sonderausstellung „Luther! 95 Schätze – 95 Menschen“, Assisi-Panorama Wittenberg 151 mit Führung mit Café-Gutschein
3. Platz: Euro 100,– Buchgutschein

Jugendliche:

1. Platz: Schreibwerkstatt-Teilnahme ca. Euro 300,– plus Übernachtung und Verpflegung (mehrere Personen möglich)
2. Platz: die ersten zwölf Luther-Mosaik-Hefte März 2016 bis Februar 2017, ab April 2017 Abrafaxe-Jahres-Abo
3. Platz: Euro 100,– Buchgutschein

Einsendeschluss ist der 10. November 2016.

Webseite: <http://www.kirchenkreis-wittenberg.de>



Oksana Kyzymchuk: Portrait 105-jährigen



eXperimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Die eXperimenta veröffentlicht seit Dezember 2011 die Rubrik „Trilogie der Lyrik“. Hier erschienen bisher Texte von Cornelia Becker, Gabi Kremeskötter, Maja Rinderer (Austria), Marcela Ximena Vásquez Alarcón (Chile), Rafael Ayala Paéz (Kolumbien), Ingrid Sachse, Ilona Schiefer, Cuti (Brasilien), Johannes Kühn, Charles Bukowski (USA), Gioconda Belli (Nicaragua), Arnfrid Astel, Bertram Kottmann/Emily Dickinson (USA), Sören Heim, Rüdiger Heins, Xu Pei (China), Şafak Sariçiçek und aktuell Jörg Pönnighaus.

Oksana Kyzymchuk: Pensionierte Lehramt

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de